

# F. Urbane Lebenswelten: Metropolen und Großstädte

von

*Wolfgang Maderthaner*

## 1. Großstadterfahrung

Mitte der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts zieht ein mittelloser schlesischer Wandergeselle in die Reichshaupt- und Residenzstadt der Doppelmonarchie – als Teil eines nicht versiegen wollenden, von Angehörigen agrarischer und gewerblicher Unterschichten dominierten Migrationsstroms, auf der Suche nach einem besseren, menschenwürdigen Leben. Ferdinand Hanusch, nachmaliger Sozialminister der ersten österreichischen Republik (mit der offiziellen Bezeichnung eines „Staatssekretärs“), beschreibt retrospektiv die dramatischen Impressionen seiner Zuwanderung in „das große Häusermeer, aus dem der Großstadtlärm dumpf herüberdrang, der dem am Lande Aufgewachsenen Schrecken und Entsetzen einflößt“. Scheinbar willkürlich aneinander vorbei strömende, manchmal kollidierende Massen, eine offensichtliche Absenz von Verbindung und Beziehung, die aufregenden und zugleich bedrohlichen Konsequenzen neuartiger Mobilität verdichten sich zu einer durchgängigen Erfahrung von Anonymität, Verlust und Isolation:

„Nun war ich in diesem großen Ameisenhaufen selbst eine Ameise [...]. Die großen Häuser, die großen Auslagen, die vielen Menschen, die an mir vorübereilten ohne sich um mich zu kümmern, die dahinrasenden Fiaker und die auf dem Pflaster polternden Omnibusse, die Pferdetramway mit ihrem Geklingel und die schimpfenden Fuhrwerkleute, alles das erzeugt einen solchen Lärm, den der Großstädter wohl gewöhnt, der aber auf den zum erstenmale in eine Großstadt Kommenden so niederdrückend wirkt, daß er den letzten Rest von Muth verliert, weil es ihm unmöglich scheint, sich in diesem Leben und Treiben zurechtzufinden. [...] Nach Wien zu kommen und hier mein Glück zu machen, das war der Traum seit meiner frühesten Jugend, wie es der Traum so Vieler ist. Nun war ich in Wien, in dieser Millionenstadt und saß einsam und verlassen da, so einsam, wie ich es im Leben noch nicht war.“<sup>1</sup>

Was Hanusch in seinen Memoiren als das zentrale lebensweltliche Moment seiner Zuwanderung anspricht, ist tatsächlich so etwas wie die städtische Erfahrung einer „kopernikanischen“ Wende, von dramatischen Veränderungen, die seine bisherigen, quasi „ptolemäischen“ Vorstellungen eines geordneten, anthropozentrischen Kosmos einer geschlossenen ländlichen Gemeinschaft obsolet werden lassen. Es ist eine funda-

<sup>1</sup> FERDINAND HANUSCH, Aus meinen Wanderjahren. Erinnerungen eines Walzbruders (Reichenberg o.J. [1904]) 9 f.

mentale Erfahrung von subjektiver Irrelevanz im Gedränge, in der Hetze und im tosenden Lärm, in der schillernden Durchmischung und im scheinbar ungeordneten Chaos dieser neuen und vieldeutigen sozialen Ordnung „Großstadt“. Im Städtischen tritt den Zuwanderern ein höchst komplexes Spannungsfeld gegenüber, das an die Stelle von kultureller Identität die Differenzenerfahrung des Fragmentarischen setzt. Die Zeichen der Verstädterung sind jene der Versammlung, der Ansammlung, der Kumulation und der Verdichtung<sup>2</sup>. Die Stadt ist Anhäufung von Objekten, sie intensiviert die Komplexität des sozialen Lebens und inszeniert das soziale Band der Menschen als Erfahrung der Fremdheit<sup>3</sup>. Die Großstadt gewöhnt die überwiegend agrarischen Herkunftskulturen entstammenden Migranten „durch die Komplikation und Wirrnis des äußeren Lebensbildes an fortwährende Abstraktionen, an Gleichgültigkeit gegen das räumlich Nächste und enge Beziehung zu räumlich sehr Entferntem“<sup>4</sup>. Sie ist nicht nur eine räumliche und soziale Form des modernen Lebens, sie ist vor allem Trägerin eines dezidierten, entschieden modernen Bewusstseins. Das scheinbar unbegrenzte Wachstum, die zunehmende Komplexität und Teilung von Arbeit, die grundlegend geänderten Beziehungen zwischen und innerhalb der sozialen Klassen, die Reduktion auf objektive Arbeitskraft, die Koexistenz von Systematischem und Willkürlichem, von Sichtbarem und Unsichtbarem – all dies konstituiert die eigentliche Signifikanz der modernen Stadt als dominanter Lebensform<sup>5</sup>.

Ebenso wie die Revolution der Stadt dem Dorf die politische Befreiung gebracht hatte, wurde das Land durch ihre Auswirkungen zugleich der neuen Hegemonie der industriellen Gesellschaft unterworfen. Am 13. März 1848 hatte sich Wien erhoben, in der dritten Augustwoche war es erstmals zu bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen Bürgern und städtischem Proletariat gekommen. In diesen Tagen der stärksten sozialen Unruhe in der Hauptstadt wurde vom Reichstag das Gesetz über die Grundentlastung beschlossen. Die Erhebung des hauptstädtischen Proletariats hat so der Bauernbefreiung den Weg gebahnt; Konterrevolution und Neoabsolutismus konnten die städtische Revolution nur niederwerfen, indem sie deren Errungenschaften für das flache Land garantierten. Im Gefolge der Revolution waren postfeudale Eigentumsformen entstanden, die in den kommenden Jahrzehnten von einer durchgreifenden kapitalistischen Entwicklung verändert wurden. Wie den Bodenbesitz hatte die Revolution von 1848 die Menschen mobilisiert und, im Zusammenwirken mit den neuen, verfassungsrechtlich verankerten und garantierten Bürgerrechten, zu einer demographischen Dynamik geführt, die mit dem gestiegenen „Humankapitalbedarf“ expandierender urbaner und industrieller Ballungsräume zusammentraf.

<sup>2</sup> HENRI LEFEBVRE, *Die Revolution der Städte* (Frankfurt am Main 1990) 128.

<sup>3</sup> RICHARD SENNETT, *Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation* (Berlin 1995) 34.

<sup>4</sup> GEORG SIMMEL, *Soziologie des Raumes*; in: DERS., *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908 I*, herausgegeben von RÜDIGER KRAMME, ANGELA RAMMSTEDT und OTTHEIN RAMMSTEDT 1 (Frankfurt am Main 1995) 1–157.

<sup>5</sup> Für einen konzisen Überblick zu Theorien der Stadt und des Urbanen siehe GARY BRIDGE, SOPHIE WATSON (Hgg.), *A Companion to the City* (= Blackwell companions to geography 1, Malden, MA – Oxford – Carlton – Berlin 2003).

Budapest hatte innerhalb von nur vier Jahrzehnten eine halbe Million Menschen aus den agrarisch–kleinstädtischen Regionen Ungarns absorbiert, und damit seine Bevölkerung knapp verdreifacht. Wäre dies denkbar gewesen, wenn nicht die Revolution die rechtlichen Hindernisse für die freie Mobilität der ländlichen Bevölkerung beseitigt hätte? Und wären solche Entwicklungen plausibel, wenn sich die Produktivität des agrarischen Sektors nicht dergestalt entwickelt hätte, dass er Arbeitskräfte in großem Ausmaß freizusetzen und zugleich die ständig steigenden Bedürfnisse einer rasant anwachsenden städtischen Bevölkerung abzudecken imstande gewesen wäre?<sup>6</sup> Im Jahre 1910 waren 59 % der Bevölkerung Budapests – das entspricht in absoluten Zahlen ca. 520.000 – außerhalb der Stadt, aber auf dem Territorium des Königreichs Ungarn geboren, weitere 50.000 kamen aus dem „Ausland“, also Galizien, Bukowina, Moldau-Wallachei etc.<sup>7</sup> Ähnlich wie Budapest konnte auch die Agglomeration Prag (Praha; *Praha*), worunter üblicherweise die Stadt Prag und ihre vier größten inneren Vorstädte verstanden werden, bedeutende Zugewinne aufgrund intensiver Migration verbuchen. Die Bevölkerungszahl stieg von 204.000 im Jahre 1869 auf 394.000 im Jahre 1900 und 442.000 im Jahre 1910. Allerdings handelte es sich zu einem überwältigenden Teil um Binnen- und Nahwanderung aus böhmischen und mährischen Gebieten. 1900 betrug der Anteil der „anderswo in Böhmen Geborenen“ zwei Drittel, ganze 85 % dieser Zuwanderer kamen aus Regionen mit tschechischen Majoritäten<sup>8</sup>. Erst die Stetigkeit und Stärke dieses Nahmigrationsflusses hat Prag als eine tschechische Stadt befestigt. Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, dass insbesondere auch „der geschützte Sektor zur Aufstiegsschiene für die bodenständige tschechische Bevölkerung wurde, was zweifellos über entsprechende Rückkopplungsschleifen die Tschechisierung der unteren und mittleren Chargen der Verwaltung stark beschleunigt hat“<sup>9</sup>.

Geradezu paradigmatische Dimensionen und Formen nahmen die Prozesse der Migration aber im Falle Wiens an, von dessen Einwohnern im Jahre 1890 nicht weniger als 65,5 % „fremdbürtig“ waren<sup>10</sup>. Der Liberalismus hatte die Freiteilbarkeit des Bauernlandes gebracht, die einzelne Parzelle als Ware, dramatisch steigende Bodenpreise und damit die Abhängigkeit einer immer größer werdenden Anzahl bäuerlicher

<sup>6</sup> GYÖRGY RÁNKI, *The Role of Budapest in Hungary's Economic Development*; in: DERS. (Hg.), *Hungary and European Civilization* (= *Indiana University Studies on Hungary* 3, Indiana – Budapest 1989) 165.

<sup>7</sup> GARY B. COHEN, *Society and Culture in Prague, Vienna, and Budapest in the Late Nineteenth Century*; in: *East European Quarterly* 20/4 (January 1987) 468 f.; eine Fülle statistischer Materials bieten GYÖRGY ENYEDI, VIKTÓRIA SZIRMAI, *Budapest. A Central European Capital* (London 1992); vgl. ferner HELMUT RUMPLER, PETER URBANITSCH (Hgg.), *Die Habsburgermonarchie 1848–1918 IX/2*; HELMUT RUMPLER, MARTIN SEGER, *Soziale Strukturen. Die Gesellschaft der Habsburgermonarchie im Kartenbild. Verwaltungs-, Sozial- und Infrastrukturen. Nach dem Zensus von 1910* (Wien 2010) Karte 6.13: *Herkunft der Zuwanderer nach Wien aus Österreich und nach Budapest aus Ungarn 1910*.

<sup>8</sup> GARY B. COHEN, *The Politics of Ethnic Survival: Germans in Prague, 1861–1914* (West Lafayette 2006) 71 f.; RUMPLER, URBANITSCH (Hgg.), *Die Habsburgermonarchie 1848–1918 IX/2* Karte 6.12: *Herkunft der ortsanwesenden Bevölkerung (Gebürtigkeit) 1910*.

<sup>9</sup> ELISABETH LICHTENBERGER, *Wien – Prag: Metropolenforschung* (Wien – Köln – Weimar 1993) 74.

<sup>10</sup> EBD. 71.

Wirtschaften von ihren Hypothekargläubigern. Die mit dem Wiener Börsenkrach 1873 eingeleitete Depression zog zudem, verstärkt durch eine Reihe von Missernten in den Jahren 1872 bis 1876, krisenhafte Tendenzen in der gesamten cisleithanischen, insbesondere aber der böhmischen Landwirtschaft nach sich, die nach 1879 in eine lang anhaltende Abschwungphase mündeten und die gesamte Landwirtschaft nachhaltig destabilisieren sollten<sup>11</sup>. Mit der Agrarkrise wurde – vermittelt und unterstützt durch neue Kommunikations- und Verkehrsmittel (Telegrafie, Privatpostverkehr, Eisenbahn) – der Migrationsfluss zum Migrationsstrom, der vor allem unterbäuerliche Bevölkerungssegmente abschöpfte und in einzelnen Gebieten einer faktischen Entvölkerung gleichkam<sup>12</sup>. Dorfproletariat, Dorfarmut, ländliche „Überschussbevölkerung“ überhaupt wurden zum Hauptreservoir eines kolossalen Stroms der Nah- und Binnenwanderung, der die wenigen industrialisierten Ballungsräume der Monarchie, vor allem aber das rasch expandierende, boomende Zentrum Wien belieferte. Kurzum – die moderne Stadt dominiert, restrukturiert, formt und überformt das Land gemäß ihrer Logik und ihren Bedürfnissen, und das dieserart transformierte und funktional neu bestimmte Land liefert billige Arbeitskraft in Massen in die Stadt. Die Migrantinnen und Migranten kamen aus den verschiedenen Kronländern der Monarchie mit ihren unterschiedlichen Ethnien und differenten Herkunftskulturen. In ihrer überwiegenden Mehrzahl entstammten sie entweder den kaum industrialisierten, agrarischen Gebieten Südböhmens und Südmährens, also gleichsam dem unmittelbaren agrarischen Hinterland Wiens, oder sie kamen aus Gebieten, in denen die Landwirtschaft im Gefolge der Agrarkrise nur mehr als Nebenerwerb betrieben wurde. Sie repräsentierten den „höchsten Typus agrarisch–hauswirtschaftlicher“ ebenso wie den „niedersten Typus industriell–kapitalistischer“ Wanderung<sup>13</sup>. Sie kamen als unqualifizierte oder semiqualfizierte Arbeitskräfte für Industrie, Gewerbe und private Haushalte, passten sich der funktionellen Differenzierung der einzelnen Wiener Stadtteile an, siedelten in den industriellen Arbeitervorstädten, verstärkten und verfestigten somit einen in der Gründerzeit angelegten Differenzierungsprozess sozialräumlicher Segregation<sup>14</sup>. Dieses Muster ist allerdings hinsichtlich der Zuwanderinnen stark zu relativieren. Durchwegs ohne Berufsqualifikation, konnten sie im großstädtischen Zusammenhang beinahe ausschließlich in privaten Haushalten, zu einem geringen Teil auch in hausrechtlich verfassten Berufen ihr Auskommen finden. 1890 gab es in Wien über 86.000 Dienstmädchen,

<sup>11</sup> PETER HEUMOS, Agrarische Interessen und nationale Politik in Böhmen 1848–1889. Sozialökonomische und organisatorische Entstehungsbedingungen der tschechischen Bauernbewegung (= Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa 11, Wiesbaden 1979) 70 ff.

<sup>12</sup> Zur Migrationsproblematik vgl. SYLVIA HAHN, Migration, Arbeit und Geschlecht. Mitteleuropa in vergleichender Perspektive, 17.–19. Jahrhundert, geisteswiss. Habilitationsschrift (Salzburg 2003); als Buch erschienen unter dem Titel: DIES., Migration – Arbeit – Geschlecht. Arbeitsmigration in Mitteleuropa vom 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts (= Transkulturelle Perspektiven 6, Göttingen 2008).

<sup>13</sup> OTTO BAUER, Die Bedingungen der nationalen Assimilation; in: Der Kampf 5/6 (März 1912) 253.

<sup>14</sup> Vgl. MONIKA GLETTLER, The Acculturation of the Czechs in Vienna; in: DIRK HOERDER (Hg.), Labour Migration in the Atlantic Economies. The European and North American Working Classes during the Period of Industrialization (Westport – London 1986) 297–320.

1910 knapp über 99.000, das entspricht 34 bzw. 27 % aller erwerbstätigen Frauen<sup>15</sup>. Bis zur Jahrhundertwende war Wien zur größten tschechischen Stadt überhaupt geworden. Über die gesamte zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts kann ein konstanter tschechischer Bevölkerungsanteil von 16 bis 18 % angenommen werden, wenngleich sich in den amtlichen Volkszählungen nur jeweils ein Viertel bis ein Drittel davon zu seiner Herkunft bekannte. Mit der zunehmenden Verlagerung der Produktionsschwerpunkte von den inneren Vorstädten auf die südlichen und östlichen Außenbezirke der Stadt und mit dem Entstehen einer industriellen Großproduktion diversifizierte sich auch das Siedlungsverhalten der Zuwanderer. Nach wie vor führend war das traditionelle Siedlungsgebiet Favoriten mit den Wienerberger Ziegelwerken, wo die Tschechen einen Anteil von nahezu einem Viertel der Bezirksbevölkerung stellten, in nicht weniger als elf der zur Jahrhundertwende zwanzig Wiener Bezirke überstieg die tschechische Minderheit die 5 % -Marke<sup>16</sup>.

Prinzipiell bedeutete die Zuwanderung Urbanisierung und Proletarisierung, „Verstadtlichung“ und Infragestellung der traditionellen Arbeits-, Wohnungs-, Ernährungs- und Kleidungsweisen. Die Migranten brachten aber auch ihre ländlich-agrarischen Lebensformen und Denkweisen in das urbane Umfeld ein, wo diese ihrerseits adaptiert und modifiziert wurden. Die tschechische Zuwanderung nach Wien hatte eine lange Tradition und vollzog sich in den Bahnen einer permanenten ethnisch-kulturellen Assimilation, einer bereits von zeitgenössischen Beobachtern registrierten, vergleichsweise raschen Anpassung an das großstädtische Milieu<sup>17</sup>. Assimilierungs- und Akkulturationsprozesse verlaufen jedoch keineswegs ungebrochen und geradlinig. Die Eingliederung der Zuwanderer in die städtisch-metropolitanen Strukturen, die Anpassung ihrer agrarischen Herkunftskulturen an das urbane soziale Gefüge, die notwendige Modifikation ihrer Lebensweisen im urbanen Zusammenhang vollziehen sich in einer komplexen, widersprüchlichen Interaktion von Adaptierung, Assimilierung und Wertekonflikt. Die Migranten tragen ihre ungeschriebene Geschichte mit sich, und haben zugleich neue Formen der sozialen Organisation zu erlernen, neue leitende Ideen zu begreifen, die sich ihrerseits aus dem Diktat der industriellen Disziplin und rigoroser Zeitskalen ableiten. Die Fremdheit in der Stadt und die Sprachlosigkeit in der Öffentlichkeit verstärken ein Gefühl des Anders- und Ausgeschlossenens. Die Fragmentierung des Lebens und der Arbeit erschwert individuelle Integration und kollektive Orientierung und lässt die Zuwanderer auf ihre ländlichen Traditionen zurückgreifen, Kontakt mit Gleichem aus der näheren Heimat suchen, Feste und Feiern nach bewährtem dörflichen Muster abhalten<sup>18</sup>. In einer biographischen Reminiscenz an seine Jugendjahre – und die eigene Zuwanderungserfahrung vor Augen – berichtet Karl Renner über den engen und häufigen Kontakt mit Menschen aus seinem Heimatdorf:

---

<sup>15</sup> RENATE BANIK-SCHWEITZER, Die Großstädte im gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; in: GERHARD MELINZ, SUSAN ZIMMERMANN (Hgg.), Wien – Prag – Budapest: Blütezeit der Habsburgermetropolen. Urbanisierung, Kommunalpolitik, gesellschaftliche Konflikte (1867–1918) (Wien 1996) 40 f.

<sup>16</sup> MICHAEL JOHN, ALBERT LICHTBLAU, Česká Viden. Von der tschechischen Großstadt zum tschechischen Dorf; in: Archiv. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung 3 (1987) 35 f.

<sup>17</sup> Vgl. HAHN, Migration 222 ff.

<sup>18</sup> Vgl. MICHAEL JOHN, ALBERT LICHTBLAU, Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte von Zuwanderung und Minderheiten (Wien – Köln 1990).

„[...] und so versammelte sich in einer Weinwirtschaft vor der Alser Linie eine ansehnliche Anzahl von Landsleuten, eine Zusammenkunft, die man als ‚Untertannowitz in Wien‘ oder ‚das Dorf in der Großstadt‘ bezeichnen konnte. [...] Alle verrieten noch in ihrem Gehabe das Dorf und doch hatten sie alle einen gewissen großstädtischen Schliff angenommen. Ich war nach Wien gekommen, um die Großstadt kennenzulernen, um sie gleichsam zu entdecken, und sah hier einen Ausschnitt ihrer Bevölkerung, die gewissermaßen einen Übergang vom Land in die Stadt darstellte, ich fragte mich, wie stark denn, wenn man die gesamte Zuwanderung aus allen Reichsteilen zusammenfasste, die fremdsprachige miteingeschlossen, dieses ‚Dorf in der Großstadt‘ sein mochte.“<sup>19</sup>

Der Wiener Schriftsteller und Feuilletonist Felix Salten kommt in seiner Beschreibung eines „Fünfkreuzertanzes“ im Wiener Prater, jenes bei den Unterschichten so überaus beliebten billigen Vergnügens, zu ganz ähnlichen Einschätzungen. Es sind die „Einfachen und Niedrigen“, aus allen Provinzen des Reiches zusammengeströmt, die hier Trost finden; die in die Großstadt gezogene dörfliche und kleinstädtische Jugend, die hier arbeitet, dient, darbt, sich schindet. Die Großstadt wird Salten zum Moloch, zum schwierigen Grenzland, zum Niemandsland für „eine ganze junge Menschheit, die in der ungeheuren Stadt kein zu Hause hat, die im Wirbel dieses brausenden Lebens verlaufen und einsam ist“. Sie sind fremd in dieser „riesigen Stadt, von deren Arbeitsmühlen sie verschlungen, in ihrem Wesen entfärbt, zerrieben und verbraucht werden“<sup>20</sup>. Im rauchig-dunstigen Saal des Praterwirthshauses finden sie ein „Stückchen Heimat“: „Jetzt drehen sich mit steifen Rücken und kurzen Leibchen die Gestalten, die Uprka so wundervoll gemalt hat. Jetzt ist hier Böhmen, ist hier das sonnige Hügelland von Mähren und die üppig prangende Ebene der Hanna.“<sup>21</sup> Das RURALE wird zu einer Metapher für eine bestimmte Form des Seins: aktiv, körperlich, repetitiv, unbewusst, untrennbar mit dem Prozess der Natur verbunden. „Aber diese jungen Mädchen aus dem Volk [...] haben die Unschuld und Sündlosigkeit der Natur. Eine prachtvolle Hingegebenheit ist in ihrem Tanze. Sie verrichten ihn wie ihre Arbeit, gleichmäßig, ausdauernd, unermüdlich [...]“<sup>22</sup> Der idealisierten ländlichen Natürlichkeit und noch ungebrochenen körperlichen Vitalität wird das im industriellen urbanen System verkörperte Ödland der Hässlichkeit und Leere kontrafaktisch gegenübergestellt: Handwerker und Arbeiter, die „von der dumpfen Enge ihrer Werkstätten, von Alkohol und der Verruchtheit der Großstadt schon in ihrem Wesen entfärbt sind“; Frauen, die nach einigen wenigen Jahren in Wien „schon alle Blüte abgestreift haben, [...] in ihrer Art schon hoffnungslos verfälscht und in der Offenherzigkeit ihrer frühen Instinkte schon von Laster und Lüge angehaucht“; schließlich jene Unzähligen, die „in der Stadt drinnen niedergetreten, zerstampft, vernichtet“ werden, die spurlos verschwinden und von denen niemand weiß<sup>23</sup>.

<sup>19</sup> KARL RENNER, *An der Wende zweier Zeiten. Lebenserinnerungen* (Wien 1946) 187.

<sup>20</sup> FELIX SALTEN, *Der Wurstelprater* (Wien 1993, Nachdruck der Originalausgabe Wien – Leipzig 1912) 76.

<sup>21</sup> EBD. 75.

<sup>22</sup> EBD. 77 f.

<sup>23</sup> EBD. 81.

## 2. Habsburgs urbane Zentren

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts ändert sich die politische Funktion der europäischen Städte. Diese sind nun nicht mehr nur ein Zentrum unter mehreren auf einem Herrschaftsterritorium, sie bilden nicht mehr nur einen Teil eines weitläufigeren, polymorphen feudalen Herrschaftsgefüges, in dem auch nichturbane Zentren (z.B. Klöster, Adelsansitze) politische Macht besaßen, sondern sie sind mit der Industrialisierung und der Herausbildung der Nationalstaaten zu *den* Zentren der politischen und wirtschaftlichen Macht geworden<sup>24</sup>. Die Formierung großstädtischer Agglomerationen ist Ausdruck einer gesellschaftlichen Dynamik, wie sie für die industriekapitalistische Moderne insgesamt charakteristisch ist. In einer Mehrzahl der Fälle bedingen Urbanisierung und Industrialisierung einander, können häufig sogar synonym gesetzt werden. Der Industrialisierungsprozess in der überwiegend agrarisch strukturierten Habsburgermonarchie war auf wenige, wenn auch meist hoch entwickelte, gleichsam insulär organisierte Enklaven beschränkt und dem entsprechend war auch der Urbanisierungsgrad des Landes vergleichsweise gering.

Einen Überblick über die Verhältnisse in der cisleithanischen Reichshälfte bietet Wilhelm Hecke in einem Beitrag für die *Statistische Monatsschrift*<sup>25</sup>. Demnach wohnten vier Siebtel der Bevölkerung Österreichs in Ortschaften mit weniger als 2.000 Einwohnern, fast zwei Drittel in Dörfern oder noch kleineren Ansiedlungen ohne Stadt- und Marktrecht. Die größte flächenmäßige Ausdehnung hatte Wien, gefolgt von Dornawatra (Dornavátra; *Vatra Dornei*) und Kimpolung (Câmpulung; *Cimpulung Moldovenesc*) in der Bukowina sowie Grado in Görz. In der Reihe der Wien folgenden und vom galizischen Tarnopol (Ternopil'; *Ternopil'*) abgeschlossenen fünfzehn flächenmäßig größten Städte findet sich keine einzige Großstadt. Den niedrigsten Urbanisierungsgrad wiesen die Karpatenländer, den höchsten die Sudetenländer auf, und hier wiederum, dem industriellen Entwicklungsstand entsprechend, das nördliche Böhmen. Großstädte im Sinne der zeitgenössischen Definitionskriterien (über 100.000 Einwohner) gab es in der gesamten Reichshälfte lediglich sieben: neben Wien und Prag noch Graz (Gradec; *Graz*), Triest (Trieste, Trst, Terst; *Trieste*), Brünn (Brno; *Brno*), Krakau (Kraków; *Kraków*) und Lemberg (Lwów, L'viv; *L'viv*). Ungarn, mit einer Gesamtbevölkerungszahl von nicht ganz 21 Millionen, verfügte in diesem Sinne zwar nur über zwei Großstädte, nämlich Budapest und Segedin (Szeged; *Szeged*), jedoch über ein gut entwickeltes Netz von Mittelstädten (14 davon mit einer Einwohnerzahl von über 50.000, 51 mit mehr als 25.000)<sup>26</sup>. Hecke verweist allerdings auf die Problematik einer bloß auf das Statistische und Numerische zurückgenommenen, mit Mitteln der abstrakten Zahl operierenden und quantifizierenden Zugangsweise. Eine sinnvolle Analyse

<sup>24</sup> Vgl. LEONARDO BENEVOLO, *Die Stadt in der europäischen Geschichte* (München 1993) 196.

<sup>25</sup> WILHELM HECKE, *Die Städte Österreichs nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1910*; in: *Statistische Monatsschrift*, N. F. 18 (1913) 179–221. Die folgenden Zahlen- und Faktenangaben beruhen, falls nicht anders ausgewiesen, auf den in diesem Beitrag ausgewiesenen Angaben.

<sup>26</sup> RUMPLER, URBANITSCH (Hgg.), *Die Habsburgermonarchie 1848–1918 IX/2 Karte 10.2: Gemeindegroößen nach der Einwohnerzahl 1910*.

der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung der Stadt müsse weit darüber hinaus greifen, die „Erfassung der soziologischen Erscheinung des Zuges nach der Stadt, der Wirkung dieser Menschenanhäufung“ jenseits ihrer verwaltungsrechtlichen Grenzen und Aspekte angesiedelt sein. Insbesondere verweist er auf die Prager Agglomeration und die selbst zu großen Städten herangewachsenen Vororte, deren innere urbane Dynamik nur in Konnex und „mit dem Hinweis auf die Mutter Prag“ verständlich werde<sup>27</sup>.

In der Tat ist es eine durchaus diffizile und zu keiner Zeit konsensual debattierte Problematik, welche Bestimmungsmomente, lebensweltlichen Praktiken, Wahrnehmungsweisen, Repräsentationsstrategien, Diskurszusammenhänge etc. gegeben sein müssen, um tatsächlich von „Großstadt“ und Großstadterfahrung sprechen zu können. Selbst im Wien des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts war leidenschaftlich umstritten, in welcher Weise und mit welcher Intention die Stadt im Vergleich zu den internationalen Metropolen Berlin, Paris oder London zu verorten und zu klassifizieren sei<sup>28</sup>. Mit Bezug auf die böhmische Landeshauptstadt hat Egon Erwin Kisch in seinen 1912 vorgelegten Prager Reportagen davon gesprochen, dass man bei Einsetzen des Fahrbetriebs der Elektrischen im Morgengrauen beinahe denken könnte, „in Berlin oder sonst einer Großstadt“ zu sein. Sonst allerdings wäre der Wenzelsplatz der einzige Ort, an dem sich hin und wieder „das Großstadtgetriebe“ entwickeln könne; ein Ort, der nicht zuletzt auch deswegen der ganze Stolz der Prager sei, „weil er einen Inselepperron hat wie der Potsdamer Platz“<sup>29</sup>. In seiner berühmt gewordenen Studie über *Das Paris des Second Empire bei Baudelaire*<sup>30</sup> hat Walter Benjamin die Pariser Passagen und damit verbunden die Warenkultur des späten 19. Jahrhunderts als eine zentrale Signatur moderner Urbanität, die Metropole als die Phantasmagorie der Moderne gekennzeichnet. Kisch hingegen spricht von Prag als der „Stadt der Durchhäuser“:

„Was sind sie denn, diese Passagen, he? Ganz gewöhnliche, moderne Straßen, die sich mit einem Dache maskieren, damit man sie mit unseren guten, alten Durchhäusern verwechsle. Wo aber haben sie denn den Märchenzauber der Prager Höfe, wo haben sie die geheimnisvollen Ein- und Ausgänge, wo den Zerberus-Hausmeister, der mit dem Besen den Eintritt verwehrt, und wo vor allem die unwiderstehlich einladende Tafel ‚Durchgang verboten! – Pruchod zakázán!‘“<sup>31</sup>

Prag war um die Jahrhundertwende in Böhmen tatsächlich das einzige großstädtische Gebilde und ein bedeutendes Handels- und Industriezentrum, in dem sich zudem

<sup>27</sup> HECKE, Städte Österreichs 220.

<sup>28</sup> GERHARD MEISSL, Hierarchische oder heterarchische Stadt? Metropolen–Diskurs und Metropolen–Produktion im Wien des Fin de siècle; in: ROMAN HORAK, WOLFGANG MADERTHANER, SIEGFRIED MATTL, GERHARD MEISSL, LUTZ MUSNER, ALFRED PFOSE (Hgg.), Metropole Wien. Texturen der Moderne I (Wien 2000) 284–375.

<sup>29</sup> EGON ERWIN KISCH, Aus Prager Gassen und Nächten. Prager Kinder. Die Abenteuer in Prag, herausgegeben von BODE UHSE und GISELA KISCH (= Gesammelte Werke in Einzelausgaben II/1, Berlin 1980) 190.

<sup>30</sup> WALTER BENJAMIN, Das Paris des Second Empire; in: DERS., Gesammelte Schriften 1/2, herausgegeben von ROLF TIEDEMANN und HERMANN SCHWEPPENHÄUSER (= Edition Suhrkamp, Werkausgabe 2, Frankfurt am Main 1980) 511–604.

<sup>31</sup> KISCH, Prager Gassen 379.



die wichtigen Landesverwaltungsfunktionen sowie Kultur-, Ausbildungs- und sonstigen Institutionen eines Kronlandes konzentrierten. Unter Joseph II. waren 1784 vier juristisch selbstständige Städte (Altstadt, Neustadt, die Kleinseite und der Hradschin) zur Stadt Prag zusammengeschlossen, bis 1901 in insgesamt drei Eingemeindungsschritten das Stadtgebiet nur unwesentlich erweitert worden. Mit Ausnahme von Karolinenthal (Karlín) fehlten planmäßige Vorstadtgründungen, vielmehr bildeten sich entlang der Ausfallstraßen Gewerbe- und Industriesiedlungen. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatten etliche dieser Siedlungen mit einer Einwohnerschaft von unter 500 ausgesprochen dörflichen Charakter, wenige Jahrzehnte später hatten sie sich, im funktionalen Zusammenspiel und in produktiver Wechselwirkung mit dem Zentrum Prag, zu komprimierten, dicht besiedelten und industrialisierten, teils in den Rang königlicher Städte erhobenen urbanen Ballungsräumen entwickelt<sup>32</sup>. Karolinenthal, Smichow (Smíchov), Königliche Weinberge (Královské Vinohrady) und Žižkow (Žižkov), alle spätere Stadtteile von Prag, waren es im Besonderen, wo sich die harte Signatur der kapitalistischen Moderne, industrielle Produktionsparadigmen und neue Formen der Sozialorganisation in das rasch expandierende urbane Gewebe einprägten. Karolinenthal und Smichow wurden zu Zentren der großen Industrien, hier konzentrierten sich die Massen einer überwiegend aus der böhmischen Nahwanderung rekrutierten tschechischen Arbeiterbevölkerung, deren gesamtes tägliches Leben von der Produktionslogik und der Zeitdisziplin des neuen industriellen Systems überlagert zu werden begann.

In Prag selbst konzentrierte sich die Stadterneuerung im Wesentlichen auf die Assanierung des traditionsreichen jüdischen Ghettos – ein Modernisierungsschritt, der sozialräumliche Verteilungsmuster und Symboltopographie der Stadt neu konfigurieren sollte<sup>33</sup>. Abriss und Neubau der Judenstadt zogen, vor allem auf der Kleinseite, die privatwirtschaftlich organisierte Neuanlage von Wohnbauten wie auch die Errichtung monumentaler nationaler Repräsentationsbauten für die Wissenschaften und die schönen Künste sowie allgemeine Maßnahmen zur Hygienisierung des Stadtkörpers nach sich. Das Erscheinungsbild Prags wurde demjenigen (mittel-)europäischer Großstädte angenähert, auf dem Terrain des ehemaligen Ghettos entstand eine nach Pariser Vorbild angelegte Prachtstraße (Pařížská). Als verpflichtendes architektonisches Formeninventar erwies sich jenes des Historismus und des aus Wien importierten Secessionsstils. Im Allgemeinen wurde versucht, die Stadtgestalt im Dialog von Alt und Neu, symbolisch hoch aufgeladene Punkte moderner Urbanität in ihrer Korrespondenz zum historisch gewachsenen Stadtorganismus zu konzipieren, und Prag auf diese Weise im Kontext der Metropolenkonkurrenz, vor allem gegenüber Budapest, zu positionieren<sup>34</sup>. Dennoch, oder gerade deshalb, traf ein in diesem Kontext unzweifelhaft radikaler Einschnitt wie jener der Assanierung und der damit verbundene Verlust historischer Substanz auf die gesteigerte Sensibilität eines in seiner Identität ohnedies bereits hinterfragten und herausgeforderten deutsch-jüdischen Bildungsbürgertums. So stand der Schrift-

<sup>32</sup> Einen konzisen Überblick bietet LICHTENBERGER, Wien – Prag 49 ff.

<sup>33</sup> Vgl. CATHLEEN M. GIUSTINO, *Tearing Down Prague's Jewish Town: Ghetto Clearance and the Legacy of Middle-Class Ethnic Politics around 1900* (= East European Monographs 618, New York 2003).

<sup>34</sup> WALTER SCHMITZ, LUDGER UDOLPH (Hgg.), „Tripolis Praga“. *Die Prager Moderne um 1900*. Katalogbuch (= Mitteleuropastudien 5, Dresden 2001) 84 f.

steller Paul Leppin – als Angehöriger der oppositionellen, secessionistischen jungen Literatengeneration an sich Vermittler und Grenzgänger zwischen den verhärteten ethnisch–nationalen Fronten – der von der tschechischen Majorität betriebenen urbanen Modernisierung skeptisch bis offen ablehnend gegenüber:

„Langsam, mit glühender Beharrlichkeit, haben sich die Tschechen der Stadt bemächtigt. Sie haben ihre Seele aus dem Gemäuer geholt und mit ihrer Trikolore bewimpelt. Sie haben sie die Faust des Herren spüren lassen und ihren Leib mit dem Spaten verwüstet. Sie haben in die edle Linie des Altstädter Rings ein gähnendes Loch gerissen, die Kleinseite mit Zinspalästen bedacht und das tragische Geheimnis der Judenstadt dem Erdboden gleichgemacht. [...] War es ein gesunder Instinkt, der in die Zukunft drängte, der die störenden Symbole des Gewesenen aus dem Weg schaffte? Ist es der magere Gedanke an eine moderne Großstadt, dem Unersetzlichen zum Opfer fiel?“<sup>35</sup>

Im Übrigen bot Prag mit dem hohen Entwicklungsstand seiner traditionellen Handwerks- und Gewerbeproduktion, dem entsprechenden Facharbeiterpotenzial und seinen hauptstädtischen Standortvorteilen die denkbar besten Voraussetzungen für eine Entwicklung hin zur modernen Großstadt. Zwar war die City-Bildung merklich durch das simple Faktum verzögert, dass die überwiegende Mehrzahl der böhmischen Industriellen Niederlassungen ihrer Firmen in Wien einrichtete, andererseits wurde dies durch ein im innerstaatlichen Vergleich deutlich höheres Entwicklungsniveau der böhmischen Industrie hinlänglich kompensiert<sup>36</sup>. Bereits im Vormärz waren in Prag Betriebe der Chemie- und Zuckerindustrie entstanden. Die sechziger Jahre brachten den Übergang zur fabrikmäßigen Organisation der Produktion in den neu entstehenden Branchen der Maschinenbau- und Metallindustrie. Erstere wird zum symbolischen wie realen Leitsektor urbanen Aufschwungs und ökonomischer Prosperität, initiiert einen verstärkten Migrationsstrom, der seinerseits zur Grundlage eines diversifizierten Dienstleistungssektors wird. Einer hohen Konzentration von industrieller ebenso wie gewerblicher Arbeiterbevölkerung steht ein ebenfalls überdurchschnittlicher Anteil von Freiberuflern, Beamten und im Banken- und Finanzsektor Tätigen gegenüber<sup>37</sup>. Die Bevölkerung der Agglomeration verdoppelte sich in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und erreichte die Zahl von 586.000 in der Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg. Somit war bis zur Jahrhundertwende in und um Prag eine in sich differenzierte, hoch komplexe, in ökonomischer, sozialer und kultureller Hinsicht vielfach geschichtete moderne Großstadt entstanden, deren einzelne Teile, wiewohl erst 1920 formal vereinigt, zu einem funktionalen urbanen Gefüge zusammenzuwachsen begannen. Innerhalb des Verbandes der Doppelmonarchie vermochte Prag eine den Metropolen Wien und Budapest vergleichbare hegemoniale Stellung nicht einzunehmen. Und doch muss ihr in der Sphäre des Symbolischen ebenso wie als ganz konkretes, überregionales Zentrum eine signifikante Bedeutung zugemessen werden.

<sup>35</sup> EBD. 85.

<sup>36</sup> LICHTENBERGER, Wien – Prag 54.

<sup>37</sup> JAROSLAV LÁNÍK, Urbanisierung in Böhmen und die Entwicklung der Prager Agglomeration; in: MELINZ, ZIMMERMANN (Hgg.), Wien – Prag – Budapest 53.

Die nächst folgenden habsburgischen Großstädte treten gegenüber dem dynamischen urbanen Cluster Prag in Bezug auf Größe, Funktion und überregionale Bedeutung deutlich zurück. Im Speziellen gilt dies etwa für Lemberg, oder das mit ihm traditionell in Konkurrenz stehende Krakau, die beide in den merklich weniger entwickelten ökonomischen und sozialen Kontext eines Kronlandes eingebunden waren, in dem der Prozess der kapitalistischen Modernisierung noch nicht oder erst kürzlich in Gang gekommen war. Immerhin konstatiert eine am Vorabend des Ersten Weltkrieges veröffentlichte offiziöse „Landvermessung“ Lemberg Ansätze einer modernen städtischen Entwicklung:

„Während die innere Stadt noch vielfach altertümliche Züge in ihrem Äußeren bewahrt hat, und den schablonenhaften, charakteristischen Grundplan der polnischen mittelalterlichen Stadtgründungen aufweist, quellen die Vorbezirke, die das moderne Leben in sich fassen, rasch aus dem beengenden Kessel des Peltewbaches hinaus und gestalten sich zu Fabriks- und parkreichen Villenvierteln um.“<sup>38</sup> Krakau hingegen sei bestrebt, ein „Bindeglied zwischen Vergangenheit und Zukunft“ zu bleiben, seine Bedeutung beruhe „hauptsächlich auf ideellen Werten, auf der Wahrung der Tradition, auf der Gedankenarbeit, die in dieser Stadt geleistet wird“<sup>39</sup>.

In der Hierarchie der habsburgischen Großstädte stellt lediglich Triest eine ebenso nennens- wie bemerkenswerte Ausnahme dar<sup>40</sup>. Am Beginn stand die souveräne Willenskundgebung im Rahmen der anhebenden absolutistischen Modernisierung des Habsburgerreiches. Maria Theresias Intention war es, aus der Stadt dessen Entrepot und kommerzielles Emporium zu formen. Geboren aus dem Geist des Herrschers entstand, ähnlich wie in St. Petersburg (*Sankt Peterburg*), eine gänzlich neue Stadt – im Falle Triests allerdings in enger Wechselwirkung mit der mediterranen historischen Stadt und deren intellektuellen Traditionen, die den in das aufstrebende Handelszentrum strömenden Zuwanderern eine neue kulturelle Identität und Identifikation zu geben imstande waren: „The slightly faded but solid culture of the old municipality offered the immigrants the only tools for communication and union. In the cultural as opposed to the economic sphere, the arrival of the new people did not mean a break with the past; rather, it was a factor of continuity with the Italian cultural roots of the old city. These roots, while enriched by the new arrivals, remained the essential features of the

<sup>38</sup> MEIN ÖSTERREICH, MEIN HEIMATLAND. Illustrierte Volks- und Vaterlandskunde des österreichischen Kaiserstaates. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller herausgegeben, illustriert und redigiert von SIGMUND SCHNEIDER, nach dessen Tode fortgeführt von Prof. Dr. BENNO IMMENDÖRFER II (Wien 1914) 433; zu Lemberg siehe JOHN CZAPLICKA (Hg.), Lviv. A City in the Crosscurrents of Culture (Cambridge, Mass. 2005); zu Krakau JACEK PURCHLA, Krakau unter österreichischer Herrschaft 1846–1918. Faktoren seiner Entwicklung (Wien – Köln – Weimar 1993); eine komparatistische Zusammenschau mitteleuropäischer Großstädte unternimmt GERHARD M. DIENES (Hg.), „transLOKAL“ 9 Städte im Netz (1848–1918) (= Ausstellungskatalog des Grazer Stadtmuseums, Graz 1996).

<sup>39</sup> MEIN ÖSTERREICH, MEIN HEIMATLAND II 436.

<sup>40</sup> Zur Stadt und deren Geschichte siehe vor allem ELIO APIH, Trieste (Roma – Bari 1988) sowie MARINA CATTARUZZA, Trieste nell'Ottocento – le trasformazioni di una società civile (= *Civiltà del Risorgimento* 38, Udine 1995); zu ihrer literarischen Repräsentation CLAUDIO MAGRIS, ANGELO ARA, Triest. Eine literarische Hauptstadt in Mitteleuropa (München 1993).

city and above all the only spiritual heritage common to all its inhabitants.<sup>41</sup> Ökonomische und Handelseliten wurden mittels Privilegien wie Befreiung vom Kriegsdienst und von allen außerordentlichen Abgaben rekrutiert, in der Stadt selbst, die sukzessive zum österreichischen Haupthafen avancierte, höhere Schulen für Mathematik und Nautik, Kreditinstitute und eine Börse eingerichtet. Triest wuchs schnell von 5.000 auf 20.000 Einwohner, zur Theresienstadt traten die Josefsstadt im Südwesten und die Franzensstadt im Nordosten hinzu.

Die „konservative Modernisierung“ des Neoabsolutismus nach 1850 dachte der Stadt eine noch bedeutendere Rolle zu, vergleichbar einzig und alleine mit Wien, dem als politischen, administrativen und dynastischen Reichsmittelpunkt Triest als wirtschaftliches und handelspolitisches Zentrum, als maritimes Repräsentationsprojekt und habsburgisches ökonomisches „Fenster zur Welt“ gleichermaßen gegenüber gestellt sein sollte. In der Tat durchlief die Stadt eine überaus dynamische Entwicklung, die durch die Eröffnung des Suezkanals und die daraus abgeleiteten Standortvorteile weiter befördert wurde<sup>42</sup>. Seit 1849 reichsunmittelbare Stadt und seit 1867 Hauptstadt des Kronlandes Küstenland entwickelte sich Triest zum leistungsfähigsten Hafen des Mittelmeeres, errang eine dominante Position im Levantehandel und wurde schließlich, nach Aufhebung des Freihafens, im Zuge der Nationalisierung des Seehandels 1891 in das österreichisch-ungarische Zollgebiet einbezogen. Mit seinen aus vier Molen bestehenden Hafenanlagen, der großen Petroleumraffinerie bei San Sabba und den Eisenhüttenwerken war ein für die Doppelmonarchie einzigartiges großindustriell-urbanes Ensemble entstanden, dessen ökonomisches Potenzial in einem beinahe verkehrt proportionalem Verhältnis zur an sich nur gering entwickelten Einwohnerzahl (1900: 134.000) stand, und dessen Attraktion und eigentümlicher Atmosphäre sich die Zeitgenossen nur schwerlich zu entziehen vermochten:

„[...] herrlich ist es, abends langsam all die Lichter aufglänzen zu sehen: die roten, weißen und grünen der Schiffe, die der Türme an den Vorgebirgen, die Tausende von Gasflammen und elektrischen Leuchten der Stadt. Oft meint der Neuling auch einen Brand zu gewahren. Das sind die Flammen, die aus den Hochöfen der krainischen Industriegesellschaft in Servola [Škedenj] emporlohen, in denen aus russischen, spanischen, oft afrikanischen Erzen jährlich mindestens 50.000 Tonnen Roheisen geläutert werden. Tag und Nacht haben ihren eigenen Zauber, ganz im besonderen an dieser Stätte; und beide soll man genossen haben.“<sup>43</sup>

Von den 1910 im Großraum Triest ansässigen 230.000 Menschen waren 119.000 italienischer, 57.000 slowenischer und 12.000 deutscher Umgangssprache (nicht mitgezählt die „Staatsfremden“, die zum überwiegenden Teil „Reichsitaliener“ waren). Der Immigration der zu einem wesentlichen Teil auch deutschen und jüdischen kosmopoliti-

<sup>41</sup> ANGELO ARA, *The „Cultural Soul“ and the „Merchant Soul“*. Trieste between Italian and Austrian Identity; in: RITCHIE ROBERTSON, EDWARD TIMMS (Hgg.), *The Habsburg Legacy. National Identity in Historical Perspective* (= *Austrian Studies* 5, Edinburgh 1994) 59.

<sup>42</sup> Vgl. ROBERTO FINZI, GIOVANNI PANJEK, LOREDANA PANARITI (Hgg.), *Storia economica e sociale di Trieste*, 2 Bände (Trieste 2001 und 2003).

<sup>43</sup> MEIN ÖSTERREICH, MEIN HEIMATLAND II 180 f.

schen kommerziellen Eliten war die Massenmigration aus italienischsprachigen Gebieten Istriens, dem Friaul und dem slowenischen Hinterland gefolgt<sup>44</sup>. Besonders letztere begann den vorwiegend italienischen Charakter Triests sukzessive zu transformieren, dessen Physiognomie insgesamt in Richtung bilingualer Stadt zu verändern. Nachdem die erste Generation der slowenischen Zuwanderer problemlos in das sozio-kulturelle Gefüge der Stadt integriert und akkulturiert worden war, kam es gegen Ende des 19. Jahrhunderts, aufgrund der großen Zahl und im Gefolge der sozialen Festigung der Minderheit, zur verstärkten Artikulation eines südslawischen Nationalismus. Dieser berief sich auf das Faktum, dass in Triest mehr Slowenen als selbst in Laibach (*Ljubljana*; *Ljubljana*) ansässig waren, und geriet in einen scharfen Gegensatz zu der in wesentlichen Teilen dem Risorgimento anhängenden italienischen Majorität<sup>45</sup>. Und doch: Die allgegenwärtige Bilingualität, der alltägliche Routinebetrieb eines überregionalen, internationalen Hafens, der konsequente Kosmopolitanismus seiner Eliten und herrschenden Klassen, eine zunehmend organisierte und artikulationsfähige, ihrer sozialen Zusammensetzung wie politischen Orientierung nach internationalistische Arbeiterschaft – all dies schrieb der Stadt Triest ihren multikulturellen, transnationalen Charakter ein, gab ihr ihre eigentlich österreichische Identität, nämlich die einer Negation des Nationalen<sup>46</sup>. Triest, so der Statthalter Prinz Konrad Hohenlohe zu Beginn des 20. Jahrhunderts, sei keiner der vielen Nationalitäten des Habsburgerreiches zuzurechnen, eben weil es allen gehöre und so für alle von vitaler Bedeutung sei. Er formulierte damit eine Sicht- und Repräsentationsweise, wie sie für so unterschiedliche gesellschaftliche Akteure wie die handeltreibende Bourgeoisie, die habsburgische Bürokratie, die sozialistische Arbeiterschaft und Intellektuelle wie etwa den Poeten Scipio Slataper relevant und verbindlich werden sollte – die Konzeption ihrer Stadt als Ort des Mehrdeutigen, als produktives Spannungsfeld übernationaler, multipler Identitäten<sup>47</sup>.

<sup>44</sup> Einen überaus plastischen Eindruck von der tatsächlichen ethnischen Vielfalt und polykulturellen Verfasstheit der Triestiner Eliten vermittelt SERGIJ VILFAN, Zur Struktur des Triester Bürgertums. Eine familiengeschichtliche Fallstudie; in: ERNST BRUCKMÜLLER, ULRIKE DÖCKER, HANNES STEKL, PETER URBANITSCH (Hgg.), Bürgertum in der Habsburgermonarchie (Wien – Köln 1990) 65–74.

<sup>45</sup> Vgl. VASILJI MELIK, The Representation of Germans, Italians and Slovenes in Ljubljana, Trieste, Maribor and other neighbouring towns from 1848 until the Second World War; in: GEOFFREY ALDERMAN (Hg.), Governments, Ethnic Groups and Political Representation (= Comparative Studies on Governments and Non-Dominant Ethnic Groups in Europe 1850–1940 IV, New York 1993) 123–165. Einer der besten zeitgenössischen Kenner der Problematik, der sozialdemokratische Reichsratsabgeordnete Wilhelm Ellenbogen, beschreibt diese 1912 folgendermaßen: „Andererseits übt die grosse Handelstadt Triest die bekannte Anziehungskraft auf das ländliche Proletariat aus. In immer grösseren Scharen bevölkern die Slowenen die italienische Stadt als Fabrikarbeiter, Hafenarbeiter, Verkehrs-, Post-, Zollbedienstete, Dienstboten. Anfangs übt der Italianismus der Stadt, verstärkt durch das Gewicht der Tatsache, dass er das Idiom der herrschenden Klasse ist, seinen assimilierenden Einfluss aus. Aber der nationale Indifferentismus der Zuwandernden ist schließlich eine Sache der Ziffer. Ist das numerische Missverhältnis zwischen der arbeitenden slowenischen und der herrschenden italienischen Klasse zu gross, so beginnt der nationale Widerstand [...]. Und so treten dem italienischen Besitz in der Stadt und auf dem Lande die Besitzlosen als Recht und Entwicklung Heischende, als Träger demokratischer Prinzipien entgegen [...]. Die slowenische Nation hat so das Glück, das demokratisch-revolutionäre, die italienische das Unglück, das kapitalistisch-reaktionäre Element darzustellen.“ WILHELM ELLENBOGEN, Die Irrtümer des Irredentismus; in: Der Kampf 5/8 (Mai 1912) 357 f.

<sup>46</sup> Vgl. dazu grundsätzlich GILBERT BOSETTI, Le sentiment national des austro-triestins: ethnos et demos; in: Novecento 17 (1993) 63–92.

<sup>47</sup> ARA, The „Cultural Soul“ 61 ff.

## 3. Die unvollendete Metropole Wien

Robert Musil beginnt den *Mann ohne Eigenschaften* überraschend. Auf der Folie von stereoskopischer Räumlichkeit und Dreidimensionalität thematisiert er implizit den revolutionären Technologiesprung des Ersten Weltkrieges, variiert die Innovationen im Flugwesen und in der Telekommunikation und macht diese zu Beschreibungsparametern der Stadt. Aus dieser Makroperspektive taucht Musil unmittelbar in eine Schilderung städtischen Lebens ein, die Wien zum Gegenstand einer neuen Form urbaner Textualität macht<sup>48</sup>. Autos schießen durch schmale Gassen, ihre Bewegungen verdichten sich zu Strichmustern, lösen sich in weiteren Räumen wieder auf. Töne verbinden sich zu Geräuschprofilen, die eine Grundmelodie der Stadt artikulieren, von der wiederum klare Töne wie Gesteinssplitter abbrechen und wegfliegen. Und das ganze Gemisch von Beschleunigung und Beharrung, von Geräuschen, Tönen, Tonfolgen verbindet sich zu einem Muster, welches dem Autor zufolge einem Betrachter selbst „nach jahrelanger Abwesenheit mit geschlossenen Augen“ das Wiedererkennen der habsburgischen Reichshaupt- und Residenzstadt leicht machen sollte. Musil unternimmt offenbar den Versuch, das Großstadtleben überhaupt als ein charakteristisches Emblem der Moderne zu entziffern. Mobilität und Beschleunigung bedeuten ihm die „totale Identität“ einer Stadt, jenes Spezifikum, woran sie klarer erkennbar ist als an irgendeinem noch so signifikanten Einzelmerkmal. Die Großstadt ist für ihn und viele seiner Zeitgenossen zur Metapher für Modernität schlechthin geworden. Jedoch früher als jene schreibt er die Stadt als einen „sozialen Text“. Es geht dabei um die dramatischen Änderungen der menschlichen Wahrnehmungen und Werthaltungen im urbanen Kontext, es geht, wie nachfolgendes Zitat illustriert, um die Verschränkung von symbolischer Sphäre und materieller Stadtgestalt, um die Linearitäten und Kontingenzen des Sozialen, um Beschleunigung und Stillstand von Lebensformen und um die Verdinglichung von sozialen Relationen und Referenzen in den spezifischen Formen der Urbanität.

„Wie alle großen Städte bestand sie aus Unregelmäßigkeit, Wechsel, Vorgleiten, Nichtschritt halten, Zusammenstoßen von Dingen und Angelegenheiten, bodenlosen Punkten der Stille dazwischen, aus Bahnen und Ungebahntem, aus einem großen rhythmischen Schlag und der ewigen Verstimmung und Verschiebung aller Rhythmen gegeneinander, und glich im ganzen einer kochenden Blase, die in einem Gefäß ruht, das aus dem dauerhaften Stoff von Häusern, Gesetzen, Verordnungen und geschichtlichen Überlieferungen besteht.“<sup>49</sup>

Gegenüber dem in der zeitgenössischen Literatur häufig auffindbaren rhetorischen Gestus einer repressiven Uniformität der Großstadt thematisiert Musil Differenz, Komplexität, Fremdheit, Konfliktualität als konstitutive Aspekte der urbanen Erfahrung, somit einen Widerspruch, ein Paradoxon: nämlich die Gleichzeitigkeit von Unterschied, Willkür und Ordnung, von sichtbaren Fakten und Dingen und unsichtbarer „Stadtge-

<sup>48</sup> ROBERT MUSIL, *Der Mann ohne Eigenschaften* [1930]. Gesammelte Werke in neun Bänden, herausgegeben von ADOLF FRISÉ I (Reinbek bei Hamburg 1978) 9.

<sup>49</sup> EBD. 10.

stalt“. Diese besteht zunächst aus Strukturen, die der sinnlichen Wahrnehmung nicht unmittelbar zugänglich sind, aus Besitzverhältnissen, Bauvorschriften, Servituten, Mietzinsen, Steuern etc. Die Stadtgestalt ist also nicht nur ein materielles Gebilde, sondern ebenso sehr ein Konstrukt erlernter bewusster und unbewusster Wahrnehmungsmodi<sup>50</sup>. Sie ist derart kein einfach vorgegebenes Faktum, sondern Produkt und Prozess zugleich und Ausdruck einer jeweils eigensinnigen Verschränkung von symbolischer und materieller Sphäre<sup>51</sup>. Stadt ist Differenz, Unterschied. Das Städtische konzentriert Differenz durch seine kumulative Dichte, durch die permanente Konfrontation unterschiedlichster Aktivitäten und Aneignungen urbanen Raums, durch die schiere Intensität seiner Interaktionen und Interventionen. Das darin eingelassene produktive Spannungsmoment manifestiert sich zweifach: Zum Einen in der Art und Weise, wie die Stadt die kollektiven wie individuellen Imaginationen, Phantasien, Projektionen formt und beeinflusst, und zum Anderen, wie die Stadt imaginiert, d.h. in Literatur, Musik, Fotografie und Film, Stadtplanung, Kommunalpolitik etc. „repräsentiert“ wird. Die Stadtgestalt wird zum Wesentlichen bestimmt durch diese Repräsentationen und durch die diskursiven Praktiken, die sie herstellen. Stadtnarrative nehmen dieserart unterschiedlichste Formen an, die Unterscheidung zwischen der „realen“ und der „vorgestellten“ Stadt ist nicht leicht und nicht eindeutig zu treffen. Das Imaginaire, das Bild, die Idee, die Wahrnehmung von Städten werden von den alltäglichen Praktiken, Lebensvollzügen, Mentalitäten ihrer Bevölkerung ebenso sehr bestimmt wie von medialen Repräsentationen. Sie beziehen sich nicht immer und nicht ausschließlich auf Ebenen des Bewussten<sup>52</sup>.

Unser Imaginaire, unsere Vorstellung von der kakanischen Residenzstadt bestimmt sich vornehmlich aus dem zu einem Mythos stilisierten und weltweit überaus erfolgreich vermarktetem historischen Signet „Wien um 1900“<sup>53</sup>. Nicolaus Sombart beispielsweise hat in seinem *Nachdenken über Deutschland* diesem Wien paradigmatische Bedeutung für das gesamte 20. Jahrhundert beigemessen. Es hätten sich hier die zentralen Problematiken der Moderne eindeutiger, radikaler als anderswo gestellt, seien intelligenter, origineller perzipiert und konzeptualisiert worden, und zwar in Gestalt und Form kultureller Innovationsleistungen: Schönbergs Anti-Musik, Kraus' Sprachkritik, Schnitzlers literarische Psychologie, Wittgensteins Demontage der traditionellen Metaphysik, Machs Empiriekritizismus, Freuds Psychoanalyse<sup>54</sup>. In der Tat war dieses Wien um 1900 ein eigensinniges Konglomerat der unterschiedlichsten, einander widersprechenden und doch sich ergänzenden, ja bedingenden sozialen, politischen und kulturellen Entwicklungen. Der Stadtkörper war in vielerlei Hinsicht gebrochen, sozial gespalten und segregiert, und doch über die ästhetischen Standards der Ringstraßen-

<sup>50</sup> LUCIUS BURCKHARDT, *Die Kinder fressen ihre Revolution* (Köln 1985) 97.

<sup>51</sup> WOLFGANG MADERTHANER, LUTZ MUSNER, *Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900* (Frankfurt am Main – New York 2000) 11 f.

<sup>52</sup> GARY BRIDGE, SOPHIE WATSON, *City Imaginaries*, in: DIESELBEN (Hgg.), *A Companion to the City* 7–17.

<sup>53</sup> Vgl. CARL E. SCHORSKE, *Fin-de-siècle Vienna. Politics and Culture* (New York 1981), deutsche Ausgabe: DERS., *Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle* (Frankfurt am Main 1982).

<sup>54</sup> NICOLAUS SOMBART, *Nachdenken über Deutschland. Vom Historismus zur Psychoanalyse* (München – Zürich 1987) 52 ff.

fassaden, die selbst die äußere Gestaltung der Zinskasernen in den Arbeitervorstädten bestimmten, zu einem widersprüchlichen Ganzen verschmolzen. In den Kaffeehäusern und Salons der Stadt suchten Literaten, Künstler und Wissenschaftler nach dem gemeinsamen Nenner in all den von der Moderne aufgeworfenen, in ihrer Qualität so neuartigen Widersprüchen und Gegenläufigkeiten, und schienen ihn in Psychoanalyse, Psychophysik, Expressionismus und einer ästhetisch hoch verfeinerten Nervosität zu finden<sup>55</sup>. Wenn die Stadt so einerseits Widerspruch und Kontingenz repräsentiert, ist sie doch zugleich räumlicher Ausdruck der Verdichtung und der Kohärenz, einer formativen urbanen Erfahrung und kulturellen Dynamik. Der Salon und das Kaffeehaus, als geographischer, konkreter Ort ebenso wie als soziale Metapher, erwiesen sich als ideale Kommunikationszentren:

„Die Gäste des Café Central kennen, lieben und geringschätzen einander. Auch die, die keinerlei Beziehung verknüpft, empfinden diese Nichtbeziehung als Beziehung, selbst gegenseitiger Widerwille hat im Café Central Bindekraft, anerkennt und übt eine Art freimaurerischer Solidarität. Jeder weiß von jedem. Das Café Central ist ein Provinznest im Schoß der Großstadt, dampfend von Klatsch, Neugier und Médisance.“<sup>56</sup>

Insbesondere das Wiener, und das nach seinem Vorbild eingerichtete Budapester und Prager Café ist ein exemplarischer Ort, ein gleichermaßen zutiefst urbanes wie zutiefst bürgerliches Phänomen, dem die neue, elitendemokratische, „progressive“ symbolische Ordnung von Besitz, Recht und Kultur gleichsam idealiter eingeschrieben ist. Es ist eine zentrale, wenn auch informelle Institution liberal-bürgerlicher Öffentlichkeit, oder präziser „Halböffentlichkeit“. Hier funktionierte, was in der aktuellen politischen Auseinandersetzung nur allzu oft zum permanenten Kompromiss, zum herrschaftstechnischen Arrangement mit den traditionellen Machteliten der Monarchie verkam; hier herrschte Diskurs- und Redefreiheit, hier wurde, im exklusiven Kreis Gleichgesinnter und Gleichgestellter, die liberale Utopie der Aufklärung im Alltäglichen erzählt. Das klassische Wiener Café war somit in gewissem Sinne auch die räumliche Manifestation und bauliche Konkretion des urbanen Liberalismus einer mit den Gründerzeitjahren zur gesellschaftlichen Dominanz aufsteigenden städtischen (Groß-)Bourgeoisie. Es folgte in seiner Konzeption und Gestaltung den ästhetischen Standards und Vorgaben dieses ökonomisch so überaus erfolgreichen Bürgertums, das auf dem Prachtboulevard der Ringstraße den Erfolg eines spät gekommenen Kapitalismus in Gestalt von klassizistischer Prunkarchitektur zelebrierte, und dessen Phantasie und Vorstellungswelt vom kulturellen Erbe eines Adels dominiert wurde, der seinerseits den Zenit der politischen Macht längst überschritten hatte. So war denn auch das „Café Central“ im Gebäude der ehemaligen Produktenbörse untergebracht, „weihevoll“, wie Anton Kuh schreibt, „zwischen den Arkaden und Säulenhöfen des alten Liberalismus eingebettet“<sup>57</sup>. In seinem cathedralengleichen Hauptraum lagen

<sup>55</sup> WOLFGANG MADERTHANER, *Kultur Macht Geschichte. Studien zur Wiener Stadtkultur im 19. und 20. Jahrhundert* (= *Politica et ars* 8, Wien 2005) 27 ff.

<sup>56</sup> ALFRED POLGAR, *Theorie des „Café Central“*; in: HANS VEIGL (Hg.), *Lokale Legenden. Wiener Kaffeehausliteratur* (Wien 1991) 159 f.

<sup>57</sup> ANTON KUH, „Central“ und „Herrenhof“; in: EBD. 226.



stets 235 internationale Tageszeitungen und Journale nebst 58 Bänden Adressbüchern und Nachschlagewerken sowie hinreichende Mengen an Schreibpapier auf<sup>58</sup>.

Es waren die Eliten der Geschäfts- und Finanzwelt ebenso wie das Altwiener Patriat, die führenden Schichten der Intelligenz ebenso wie Angehörige des mittleren und kleineren Bürgertums, aus denen sich das Publikum der Institution „Kaffeehaus“, vornehmlich natürlich der ebenso berühmten wie eleganten Ringstraßen-Cafés, rekrutierte. Sie waren, neben dem Adel, die eigentlich herrschende Klasse der Habsburgermonarchie, die Verkörperung des österreichischen Patriotismus, stellten dieser Monarchie ihre Beamten und Offiziere, waren die Träger einer spezifisch österreichischen Kultur, der Wiener Musik, der Wiener Literatur, des Wiener Theaters<sup>59</sup>. Stefan Zweig erinnert sich an die Blütezeit dieser Klientel als an das „goldene Zeitalter der Sicherheit“, in dem man ehrlich überzeugt war, auf dem besten Weg zur besten aller Welten zu sein, und unerschütterlich am Glauben an die geschichtsmächtige Kraft von Aufklärung und Ratio, an den unaufhaltsamen Siegeszug des Fortschritts, der Zivilisation festhielt. Es war das goldene Zeitalter des Liberalismus<sup>60</sup>.

„Die Familie meines Vaters stammte aus Mähren. [...] Früh vom orthodox Religiösen emanzipiert, waren sie leidenschaftliche Anhänger der Zeitreligion des ‚Fortschritts‘ und stellten in der politischen Ära des Liberalismus die geachteten Abgeordneten im Parlament. Wenn sie aus ihrer Heimat nach Wien übersiedelten, paßten sie sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit der höheren Kultursphäre an und ihr persönlicher Aufstieg verband sich organisch mit dem allgemeinen Aufschwung der Zeit.“<sup>61</sup>

Insbesondere in Wien nahm dieser deutschzentrierte, bourgeoise Liberalismus eine, wie etwa Victor Adler zu sagen pflegte, spezifisch „jüdische Färbung“ an. Zweifellos stellte das aufgeklärte Wiener Judentum eine „Kerntruppe des Liberalismus dar, und wer nach diesem schlug, mußte auch sie treffen“<sup>62</sup>. Ihre volle Emanzipation hatten die Juden Cisleithaniens mit dem Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger 1867 erlangt, die Residenzstadt Wien erwies sich als wahrer Magnet.

<sup>58</sup> HANS VEIGL, Literaten im Caféhaus; in: EBD. 15. Ganz ähnlich die großen Budapester Kaffeehäuser, die mit ihrem meist neobarocken, mit Ornamenten jeglicher Art überladenen Interieur ostentativ den aristokratischen Salon zitierten – unter anderem das „New York“, das „Múzeum“, das „Japán“, das „Balaton“, das „Spolarich“, oder das „Abbázia“, das sich der beiden größten Spiegel in der gesamten Monarchie rühmen konnte; vgl. GÁBOR GYÁNI, Identity and the Urban Experience: Fin-de-Siècle Budapest (= East European Monographs 652, New York 2004) 100 f.

<sup>59</sup> Zum Wiener Bürgertum grundlegend ERNST BRUCKMÜLLER, Wiener Bürger. Selbstverständnis und Kultur des Wiener Bürgertums vom Vormärz bis zum Fin de siècle; in: HANNES STEKL, PETER URBANITSCH, ERNST BRUCKMÜLLER, HANS HEISS (Hgg.), „Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit“ (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie 2, Wien – Köln – Weimar) 43–68.

<sup>60</sup> Vgl. PIETER M. JUDSON, Exclusive Revolutionaries. Liberal Politics, Social Experience, and National Identity in the Austrian Empire 1848–1914 (= Social history, popular culture, and politics in Germany, Ann Arbor 1996).

<sup>61</sup> STEFAN ZWEIG, Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers (Frankfurt am Main <sup>34</sup>2003) 20.

<sup>62</sup> HANS TIETZE, Die Juden Wiens. Geschichte – Wirtschaft – Kultur (Wien 1987, Originalausgabe: Wien – Leipzig 1933) 197.

Zunächst waren die böhmischen und mährischen, wenig später auch die ungarischen Juden mobilisiert worden; seit den späten achtziger Jahren floss zudem ein niemals versiegender Strom galizischer Juden in Richtung Hauptstadt. Als gegen Ende der sechziger Jahre die Familie Sigmund Freuds in Wien ankam, lebten hier, gemessen an der Gesamtbevölkerung, gerade einmal 1,3 % Juden, in absoluten Zahlen etwas über 6.000 Personen. 30 Jahre später betrug der jüdische Anteil an der Stadtbevölkerung bereits 9 %, stieg bis 1880 auf 72.000 und bis 1910 auf über 175.000 Personen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts stellten die Wiener Juden ein Drittel der Gymnasialschüler und Universitätsstudenten, die Hälfte der Studenten an der Medizinischen Fakultät<sup>63</sup>. Sie dominierten die Presse und die freien Berufe, die Salon- und die Kaffeehauskultur, und sie waren in der Großbourgeoisie überproportional vertreten. Ihr Einfluss im wirtschaftlichen wie intellektuellen Leben der Stadt war, wenn nicht hegemonial, so doch dominant. Bis in die Zwischenkriegszeit hinein stellte eine bestimmte Schicht einer ethnischen Minorität die signifikanten sozialen und kulturellen Eliten der Stadt; es ist, um auf einen von Malachi Haim Hacohen geprägten Begriff zurückzugreifen, das Milieu der assimilierten und akkulturierten, „nicht-jüdischen“ Wiener Juden<sup>64</sup>.

Einen faszinierenden Einblick in die Lebens-, Geistes- und Gefühlswelt des Wiener jüdischen Großbürgertums eröffnet der von Sigmund Freud 1905 als *Bruchstück einer Hysterie-Analyse* veröffentlichte „Fall Dora“<sup>65</sup>. Das patriarchale Oberhaupt der darin von Freud porträtierten Familie, ein begüterter Textilindustrieller mit Produktionsbetrieben in Nordböhmen, stellte gewissermaßen die Exemplifikation liberaler Werte dar. Intellektuell wach und anspruchsvoll, charmant und verbindlich im Umgang, selbstbewusst und artikulationsfähig, verkörperte er – nicht zuletzt auch als Mitglied einer Freimaurerloge, deren Wohltätigkeitsreferat er leitete – die neuen, „fortschrittlichen“, eng an die Prozesse der Akkulturation und Assimilation gekoppelten Ideale und Konzepte von „Bürgerlichkeit“. Im Gegensatz allerdings zur öffentlichen Präsenz und Repräsentation gestalteten sich die privaten Angelegenheiten und internen Familienbeziehungen, ganz den Normen und Usancen der Zeit entsprechend, rigid, repressiv, einengend, strengen moralischen Codes sowie strikten generations- und geschlechtermäßigen Hierarchisierungen unterworfen. Es ist ein viktorianisches Privat- und Intimszenario, das Freud analytisch ausleuchtet, und unter dem ausnahmslos alle Beteiligten zu leiden hatten<sup>66</sup>. Wie es sich auch ganz allgemein um ein in jeder Hin-

<sup>63</sup> Vgl. WOLFGANG MADERTHANER, *Homo Judaicus Viennensis*; in: DERS., *Kultur Macht Geschichte* 59.

<sup>64</sup> MALACHI CHAIM HACOEN, *Karl Popper – The Formative Years, 1902–1945. Politics and Philosophy in Interwar Vienna* (Cambridge – New York 2000) 52. Zu den Wiener Juden der Jahrhundertwende siehe IVAR OXAAL, *The Jews of Young Hitler's Vienna: Historical and Sociological Aspects*; in: DERS., GERHARD BOTZ (Hgg.), *Jews, Antisemitism, and Culture in Vienna* (London – New York 1987) 11–38; MADERTHANER, *Homo Judaicus Viennensis* 53 ff.

<sup>65</sup> Vgl. HANNAH S. DECKER, *Freud, Dora, and Vienna 1900* (New York 1991). „Dora“ war das Pseudonym für Ida Bauer, Tochter des Textilindustriellen Philipp Bauer und Schwester des später führenden austromarxistischen Theoretikers und de facto Parteivorsitzenden der Sozialdemokratie, Otto Bauer.

<sup>66</sup> SIGMUND FREUD, *Bruchstück einer Hysterie-Analyse* (1905 [1901]); in: ALEXANDER MITSCHERLICH, ANGELA RICHARDS, JAMES STRACHEY (Hgg.), *Hysterie und Angst* (= Sigmund Freud Studienausgabe 6, Frankfurt am Main 2000) 83–186.

sicht hochgradig sensibilisiertes, hoch nervöses, in seiner Identität und Selbstwahrnehmung gefährdetes, und eben deshalb in gesteigertem Ausmaß produktives und kreatives Milieu handelte. Es bot der Freudschen Seelenerkundung und Tiefenpsychologie in seiner skeptischen Produktivität und sublimierten Triebökonomie ein ergiebiges Feld „pathologischen Materials“. Wie der große Kulturhistoriker des Wiener Judentums, Hans Tietze, bemerkt hat, stellte dieses Milieu – aufgrund der ihm eigenen spezifischen „Mischung von hoher Züchtung und tiefer Hemmung“ – das ideale Studienobjekt für ein Eindringen in seelisches Neuland, für die „Erforschung der Krankheit unserer Zeit“ dar. Es war der seelische Habitus des jüdisch-wienerischen Großstadtmenschen, der eine auf die Analyse bewusst–unbewusster psychischer Dispositionen hin angelegte Neurosenlehre stimulierte<sup>67</sup>.

Es ist ein zu einem nicht geringen Teil genieproduzierendes Umfeld, das zur Basis wird für eine Auflehnung gegen die Generation liberaler Väter. Diese Auflehnung resultiert aus der durch die Spekulationskrise 1873 und die darauf folgende, länger währende ökonomische Rezessionsphase induzierten allgemeinen Krise des Liberalismus, des liberalen Ich, und nimmt die Form einer kulturellen Revolte der Söhne und Töchter an<sup>68</sup>. Die Krise des assimilierten Wiener Judentums, die mit der Krise des Liberalismus zusammenfällt, generiert in einer über zwei, drei Generationen währenden, von unzähligen, produktiv verarbeiteten Einflüssen und Anregungen gespeisten „Treibhausatmosphäre“ (Carl E. Schorske) eine einmalige Blüte der Elitenkultur und der Intellektualität. Die Revolte findet ihren Brennpunkt und eigentlichen Schauplatz im Kaffeehaus. Die Erfahrung moderner Fragmentierung, des Ephemeren, Unbestimmten fließt hier ebenso mit ein wie Momente komprimierter Kommunikation und Reflexion, in eigenartiger Qualität und Dichte. Alfred Polgar spricht in seiner „Theorie des ‚Café Central‘“ von einer „Ersatztotalität“, die zum „Untertauchen und Zerfließen“ lädt:

„Es ist der traute Herd derer, denen der traute Herd ein Greuel ist, die Zuflucht der Eheleute und Liebespaare vor dem Schrecken des ungestörten Beisammenseins, eine Rettungsstation für Zerrissene, die dort, ihr Lebtage auf der Suche nach sich und ihr Lebtage auf der Flucht vor sich, ihr fliehendes Ich-Teil hinter Zeitungspapier, öden Gesprächen und Spielkarten verstecken und das Verfolger-Ich in die Rolle des Kiebitz drängen, der das Maul zu halten hat. Das Café Central stellt also eine Art Organisation der Desorganisierten dar.“<sup>69</sup>

Von den ungefähr 600 Kaffeehäusern in Wien um 1900 waren an die zwanzig als Treffpunkte der literarischen, intellektuellen und künstlerischen Moderne bedeutsam. Mit dem „Griensteidl“, dem so genannten „Café Größenwahn“ (Stammsitz eines Arthur Schnitzler, Felix Salten, Hugo von Hofmannsthal ebenso wie eines Victor Adler, des urwienerischen „Hofrats der Revolution“), war ein erster Kristallisationspunkt gegeben. In seiner Nachfolge galt das „Central“ – und nach diesem das „Herrenhof“ –

<sup>67</sup> TIETZE, Die Juden Wiens 261.

<sup>68</sup> Carl Schorske hat diese Revolte zum Ausgangspunkt seiner Analysen der kulturellen und intellektuellen Errungenschaften des Wiener Fin de Siècle gemacht; vgl. SCHORSKE, Fin-de-siècle Vienna; DERS., Thinking with History. Explorations in the Passage to Modernism (Princeton, N.J. 1998).

<sup>69</sup> POLGAR, „Café Central“ 159 f.

zunehmend als eine besondere kulturelle Institution, trafen hier doch Vertreter der literarischen Bohème auf marxistische Weltveränderer, fügten sich Schöngeister, Schauspieler, Lebenskünstler, Bürgersöhne, Feministinnen, Feuilletonisten, Poeten und Kritiker in ein eigensinniges, hoch produktives und reflektiertes soziales Amalgam. Hier „saß der Sozialismus, der Panslawismus, der k. k. Hochverrat; Dr. Kramarsch und Masaryk, slowenische Studenten, polnische und ruthenische Parlamentarier, gelehrte Arbeiterführer – der fanatische Leitartikel. [...] Dort hinten aber residierte das Feuilleton“<sup>70</sup>. Das Kaffeehaus, wo Künstler und Intellektuelle unterschiedlichster Provenienz mit einer Elite aus Geschäftswelt und Politik in Beziehung traten, ermöglichte somit nicht nur eine hohe Kommunikationsintensität, es erleichterte zugleich auch die ebenso rasche wie kritische Rezeption und Debatte aktueller, internationaler Trends und Entwicklungen. Es war eines der zentralen, jedenfalls unverzichtbaren geistigen Produktivzentren der Stadt.

### *Die entern Gründ'*

Wien wuchs im Verlauf eines Prozesses der industriellen Überformung traditioneller Ökonomien und Lebenswelten, eines Prozesses, der in nie gekanntem Ausmaß Kapitalien und Menschen mobilisierte, zur großstädtischen europäischen Metropole heran. Über das ganze 19. Jahrhundert hinweg versiebenfachte sich die Einwohnerzahl der Agglomeration Wien. Der Höchststand mit etwas über 2 Millionen Einwohnern wurde 1910 erreicht. Der jährliche Bevölkerungszuwachs betrug um die Jahrhundertwende 34.000 Personen, zwei Drittel seiner Bevölkerung waren nicht in der Stadt geboren<sup>71</sup>. Die Konzentration von Verwaltungsfunktionen, die Überlagerung unterschiedlicher Bürokratien führte zu einer Ballung hauptstädtischer Funktionen, zur Zentralisierung von Politik, Ökonomie und Kultur<sup>72</sup>. Im Zeitraum von der Mitte des Jahrhunderts bis in die neunziger Jahre wurde die Stadt, dem jeweiligen Grad urbaner Verdichtung entsprechend, zweimal erweitert: 1850 bzw. 1861 um die innerhalb (im Süden auch außerhalb) des Linienwalls gelegenen klein- und mittelbürgerlichen Gewerbevorstädte, 1890/92 um die weitgehend industrialisierten „Vororte“. Wien erfuhr dabei eine radikale, eine entscheidende baulich-räumliche Um- und Neugestaltung.

In der seit den ausgehenden fünfziger Jahren unternommenen Anlage der Ringstraße vereinigten sich militärische Erwägungen mit dem Bedürfnis eines zur politischen Herrschaft aufsteigenden Bürgertums nach einem monumentalen, repräsentativen, „weltstädtischen“ Boulevard. Unzweifelhaft ist der Ring mit seinen prachtvollen politischen und kulturellen Monumentalbauten und seinen palaisartigen, luxuriösen Wohnblöcken, in seiner eklektischen, historistischen Repräsentativarchitektur eine ganz außergewöhnliche städtebauliche und stadtplanerische Leistung, ein urbanes Gesamtkunstwerk. Er ist materielle und symbolische Repräsentation eines wie auch

<sup>70</sup> KUH, „Central“ und „Herrenhof“ 226.

<sup>71</sup> LICHTENBERGER, Wien – Prag 71.

<sup>72</sup> WALTER PRIGGE, Urbanität und Intellektualität im 20. Jahrhundert. Wien 1900, Frankfurt 1930, Paris 1960 (Frankfurt am Main – New York 1996) 21.

immer verspätet und widersprüchlich zur dominanten Wirtschaftsverfassung aufgestiegenen (Finanz-)Kapitalismus ebenso wie der bauliche Ausdruck, die sehr konkrete Projektion einer Konkurrenz höchst unterschiedlicher bürgerlich-liberaler, aristokratisch-dynastischer, militärtechnischer Machtansprüche und kultureller Ambitionen<sup>73</sup>. Solcherart sind in die bauliche und räumliche Gestaltung des Ringviertels rivalisierende Ansprüche, konfligierende Interessen ebenso wie historische Kompromisse eingegangen. Eine Funktion allerdings war jedenfalls erfüllt: Was einst ein Ring militärischer Absonderung gewesen war, wurde nunmehr zu einem Ring gesellschaftlicher Trennung<sup>74</sup>. Die Ringstraße bildete eine in sich abgeschlossene Figur, die zugleich eine Teilung der Gesellschaft definierte: die herrschenden Klassen, Adel und (Groß)Bürgertum in der Innenstadt mit den alten Palästen und den neu entstandenen Refugien bürgerlicher Wohnkultur; davon abgetrennt, die inneren Vorstädte mit den Kleinbürgern und Beamten sowie die äußeren Vorstädte mit dem Industrieproletariat und den sozialen Unterschichten. Die sozial segregierende Architektur der Ringstraßenzeit ist Teil einer doppelten Faltung städtischen Terrains, räumlich-territorialer Ausdruck von Macht und Abhängigkeit. Bis zur Jahrhundertwende war ein stabiler Ring von dicht bebauten Arbeitervorstädten um die Innergürtelbezirke und die Innenstadt gezogen. Davon ausgenommen waren lediglich der 13., 18. und 19. Bezirk mit ihren Villenanlagen und Cottagevierteln für die Ober- und höheren Mittelschichten. Im Westen der Stadt bildete die Währinger Straße die zentrale Verbindungsachse von den innerstädtischen zu den sektoral angeordneten Oberschichtquartieren Währings und Döblings. Insgesamt aber blieb die Oberschichtkonzentration in den Außenbezirken vergleichsweise gering; einzig in Hietzing, wo die 1900 in Betrieb genommene Radiallinie der Stadtbahn eine schnelle und direkte Verbindung zum Zentrum herstellte, kam es zu einer auch quantitativ nennenswerten Konzentration von Angehörigen der gehobenen Mittelschicht<sup>75</sup>.

Damit war ein Prozess in Gang gesetzt, der ein räumliches Verteilungsmuster als eine soziale Differenzierung urbanen Terrains schaffen und verfestigen sollte, war doch auf diese Weise ein solider Riegel zwischen den Luxuswohnungen der inneren Stadt und der Ringstraße und den politisch und sozial konflikträchtigen und potenziell gefährlichen Arbeiterwohnquartieren in den Außenbezirken gezogen. In den äußeren Industrievorstädten, die sich wie ein nur an wenigen Stellen unterbrochener eherner Gürtel von Arbeiterquartieren um die Stadt legten, konzentrierten sich Wohnungselend, soziale Not, Massenzuwanderung und potenzieller Aufruhr. Die komplexe Differenzierung zwischen Zentrum, inneren und äußeren Vorstädten entspricht einer Herrschaftsgestaltung des sozialen Raumes, die in dieser Klarheit weder in den anderen habsburgischen Großstädten noch in den europäischen Metropolen London oder Paris auftrat. Sie ist ebenso Ausdruck von sozio-kultureller Marginalisierung wie ökonomischer Integrati-

---

<sup>73</sup> Zur Planungs- und Ausführungsgeschichte der Ringstraße siehe CARL E. SCHORSKE, *Mit Geschichte denken. Übergänge in die Moderne* (Wien 2004) 129 ff.; RENATE WAGNER-RIEGER (Hg.), *Die Wiener Ringstraße – Bild einer Epoche. Die Erweiterung der Inneren Stadt unter Kaiser Franz Joseph*, 11 Bände (Wien – Köln – Graz, Wiesbaden 1969–1979).

<sup>74</sup> SCHORSKE, *Fin-de-siècle* 30 ff.

<sup>75</sup> Vgl. MADERTHANER, MUSNER, *Anarchie der Vorstadt* 54 ff.

on. Zum einen schrieb sich in den Vorstädten eine harte, Fakten und Strukturen schaffende Signatur von Fabriken und Industrialisierung des Alltags, rasanter Stadterweiterung, Zinskasernenbau und expansiven Verkehrs- und Kommunikationsadern ein, die gleichermaßen zur Quelle politischer Bewegungen wie eines massiven Alltagselends wird, zum anderen wird die Vorstadt zu einem Projektionsfeld von Herrschaft. Die sich selbst spiegelnde Inszenierung der Pracht des Ringstraßen-Wien und die damit erfolgte Identitätsfeststellung einer bürgerlich–aristokratischen Herrschaftselite korrespondiert mit der Komplementärvorstellung eines „anderen Wien“ da draußen, eines unbestimmten Terrains voller Unwägbarkeiten und Unsicherheiten, das der Domestizierung und Zivilisierung durch das Zentrum bedarf<sup>76</sup>. Noch um 1900 waren somit die Vorstädte aus der Sicht des Zentrums wenig mehr als industrielle Produktionsparadigmen, in denen neue Formen der kapitalistischen Sozialorganisation ebenso erprobt wurden wie etwa neue Technologien des Verkehrs oder des Entertainments. Hier konzentrierten sich die Auslagerungs- und Ansiedlungsstätten der großen Industrien ebenso wie die Massen der Arbeiterbevölkerung. Vom Zentrum vornehmlich als Zonen des Elends und des Abgründigen wahrgenommen, galt es, die industriellen Vorstädte ebenso ökonomisch zu verwerten wie sie zugleich kulturell zu marginalisieren<sup>77</sup>.

Geradezu paradigmatisch illustriert diesen Sachverhalt der Ottakringer Stadtteil Neulerchenfeld. Das „Neue Lerchenfeld“ war zu Beginn des 18. Jahrhunderts als planmäßige Gründung auf freien Flächen im Besitz des Stiftes Klosterneuburg angelegt worden. Von Anfang an konzentrierte sich hier in ungewöhnlicher Dichte feudale Unterschichtbevölkerung. In ihrer Mehrheit sind es Arbeiter und Arbeiterinnen aus den Manufakturen der westlichen Vororte Wiens, insbesondere die Zeugmacher des Neubauer und Schottenfelder Seiden- und Brillantengrundes, die sich hier aufgrund der billigeren Wohnmöglichkeiten und der durch den Wegfall des städtischen „Einfuhrzuschlages“ günstigeren Lebensmittelpreise niederlassen; dazu kommen Bettler, Schmierkomödianten, Dudelsackpfeifer und andere Musikanten, Gaukler, vazierende Bedienstete, Läufer und Kellner, Miststierer, Flickschneider und -schuster, Tagelöhner, Stickerinnen, und nicht zuletzt die berüchtigten „Engelmacherinnen“. Hier ortet der Polizeiarzt Joseph Schrank ebenso wie im Lichtental und in Erdberg eine zentrale Brutstätte der Prostitution, und nicht zufällig finden die mit großer Wahrscheinlichkeit von Felix Salten verfassten Lebenserinnerungen der „wienerschen Dirne“ Josefine Mutzenbacher eben hier ihren Schauplatz. Das „non plus ultra aller Gemeinheit“ – gewesene „Kuchltrabanten“, Wäscherinnen, Wollschlägerinnen und Fabrikarbeiterinnen – sei bereits von „Kindesbeinen auf zu diesem famosen Industriezweig“ herangebildet<sup>78</sup>. Der Erwerb eines großen Areals der nördlichen Schmelz von der Gemeinde Fünfhaus im Jahre 1872 und dessen bis 1890 im Wesentlichen abgeschlossene Spekulationsverbauung schufen die Voraussetzung für eine dynamische großstädtische Entwicklung und intensiviertere Industrialisierung. Allerdings sind es, im Ge-

<sup>76</sup> EBD. 86 ff.

<sup>77</sup> Zur Problematik siehe WOLFGANG MADERTHANER, LUTZ MUSNER, *Outcast Vienna 1900: The Politics of Transgression*; in: *International Labor and Working-Class History* 64 (2003) 25–37.

<sup>78</sup> JOSEPH SCHRANK, *Die Prostitution in Wien in historischer, administrativer und hygienischer Beziehung I* (Wien 1886) 278.

gensatz etwa zu Favoriten und Floridsdorf, nur in den seltensten Fällen Großbetriebe moderner industrieller Leitsektoren, die sich hier ansiedeln, sondern zum überwiegenden Teil in Souterrain-Lokalen oder Hinterhöfen untergebrachte Kleinbetriebe und gewerbliche Werkstätten. Vor allem aber wird Neulerchenfeld zu einem Zentrum der Heimarbeit und der verlegten hausindustriellen Tätigkeit:

„Sie war eine merkwürdige Frau. Sie nähte morgens ab fünf und abends bis elf, bis Mitternacht, manchmal die ganze Nacht, sodaß sie sich nicht einmal hinlegte. An solchen Tagen war sie fast häßlich – rotgeränderte Augen, die Lippen rauh, eingefallen das Gesicht. [...] Nun, sie beklagte sich nicht, ich wenigstens habe sie nie gehört. Und es hätte auch nicht zu ihr gepaßt – sie war zum Vieh erschaffen, das schweigt und arbeitet und schließlich liegen bleibt, wenn es genug ist.“<sup>79</sup>

Der dies 1902 niederschrieb, war ein verkrachter Technikstudent, Bohemien, Säufers, erfolgloser sozialdemokratischer Reichsratskandidat. Ivan Cankar verbrachte das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts als literarischer wie sozialer Außenseiter in Wien. Er hatte in der Arbeitervorstadt Ottakring Quartier bei einer in Heimarbeit tätigen Näherin genommen, verarbeitete in seinen Skizzen und Parabeln seine unmittelbaren Alltagserfahrungen und wurde so zu einem gleichsam idealen Chronisten vorstädtisch-proletarischen Lebens. Immer wieder entwirft er in seinen Texten ein beinahe stereotypisiertes Bild der Figur der „Näherin“, so besonders eindrucksvoll in der hier zitierten, gleichnamigen Kurzgeschichte. Es ist ein Bild strukturellen sozialen Elends und individueller wie kollektiver Ausweglosigkeit – bestätigt und affirmiert von einschlägigen zeitgenössischen sozialpolitischen Enquêtes und wissenschaftlichen Analysen gleichermaßen. Sie sprechen übereinstimmend von einem eigentümlichen System der Produktionsorganisation, das technologische Rückständigkeit mit der Einschaltung von Mittlerinstanzen in Form von Zwischenmeisterinnen sowie allumfassender Ausbeutung einer beinahe ausschließlich weiblichen Arbeiterschaft verband. Ein höchst elastisches „sweating-system“, das dislozierte, gänzlich isolierte Heimarbeiterinnen einer Art vollkommenen Konkurrenz, einem notorischen Niedriglohnsystem und dem fortwährenden Wechselspiel von Phasen absoluter physischer Überanstrengung und Phasen unfreiwilliger Stagnation und Arbeitslosigkeit auslieferte<sup>80</sup>. Oda Olberg berichtet von kleinen, überfüllten, ungelüfteten und vor Schmutz starrenden Arbeitsräumen, wo Menschen, „die diesen Namen kaum noch verdienen“, arbeiten und hausen; von Gesichtern, in denen sich stumpfsinnige Ergebenheit und gleichgültige Hoffnungslosigkeit spiegeln und deren Anblick „uns tagelang verfolgt wie ein Gespenst“<sup>81</sup>.

Die soziale Entwicklung dieses großstädtischen Vorstadtdistriktes, seine selbst für gründerzeitliche Verhältnisse außergewöhnliche urbane Dynamik mit den bekannten krassen sozialen Missständen korrespondierte mit einem immer wieder beschriebenen Phäakentum, mit einer oftmals angesprochenen, geradezu manischen Lebenslust der

<sup>79</sup> IVAN CANKAR, Vor dem Ziel. Literarische Skizzen aus Wien (Klagenfurt/Celovec 1994) 84 f.

<sup>80</sup> HEDWIG LEMBERGER, Die Wiener Wäsche-Industrie (= Wiener Staatswissenschaftliche Studien 7/2, Wien – Leipzig 1907) 100 f.

<sup>81</sup> ODA OLBERG, Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion (Leipzig 1896) 52.

örtlichen Bevölkerung. Seit dem Vormärz hatte sich eine durchaus differenzierte und diversifizierte Vergnügungslandschaft herausgebildet. Schon Franz Gräffer erkannte im vormärzlichen Neulerchenfeld das „wahre Tuskulum der geringeren Classen der Wiener Bevölkerung, die dort im Sommer ein immerwährendes Volksfest zu feiern scheinen“, und Adolf Schmidl hatte in seinem 1843 erschienenen Reiseführer durch die Umgebung Wiens den Vorort als jene Gegend beschrieben, wo der „Wiener Pöbel seine Landsaison“ habe und als das „Reich, wo Bacchus mit seinem ganzen Gefolge schaltet und waltet“<sup>82</sup>. Es entwickelte sich hier eine Unzahl von berüchtigten Beiseln und Tschocherln, Versammlungsorte der vorstädtischen Demimonde, das Reich der „Pülcher“ und der „Strizzi“, der Halbwelt und der Vorstadt-Bonvivants<sup>83</sup>. Andererseits waren es große, traditionsreiche Gasthäuser, wie beispielsweise die „Rote Bretzen“ oder die „Blaue Flasche“ (der späterhin legendäre „Thumser“), die sich um die Vergnügungs-Avenue der Gärtnergasse (später Grundsteingasse), die Brunnergasse und die Neulerchenfelderstraße gruppierten und deren Publikum sich ebenfalls, wenn auch nicht ausschließlich, aus Angehörigen der „niedereren Classen“ rekrutierte. Hier wurden die großen Volkssänger-Soireen und die legendären Wäschermädl-Bälle, ab dem Weltausstellungsjahr 1873 auch die so genannten „Lumpenbälle“ abgehalten, hier fand aber auch eine sich in ihrem frühesten Stadium konstituierende politische Arbeiterbewegung ihre ersten Versammlungsorte. Verdichtung von Freizeit auf kurze, intensive, teils gewaltbesetzte Vergnügungsformen, Arbeitsdruck einerseits und flüchtiger Genuss andererseits, Kompression und Dekompression existierten hier neben- und ineinander, konstituierten ein Wechselspiel von sozialem Elend und gehetzter Zerstreung<sup>84</sup>. Das Neulerchenfeld war in der Tat ein sozial wie kulturell strikt abgegrenztes Territorium, ein Projektionsfeld von Bedrohungen, das in der Sicht des Zentrums zu einer Zwischenzone des Urbanen, zur Negation der Zivilisation und zur Materialisierung des Anderen, des Niederen, ja des Inhumanen gerät. Die „Vorstadt“ erscheint als die der städtischen Ordnung innewohnende und verborgene Unordnung, als Kosmos sozialer und kultureller Marginalität und als Inbegriff der städtischen Entfremdung. Es sind „dunkle Landschaften an der Straßenbahn“, charakterisiert durch „schweren Atem“, „stumpfe, dumpfe Freudlosigkeit“ und die Konzentration des „Freudlosen, Sterilen, Gruseligen“; Viertel, die sich an „sich breit hinstreckende, kotige, lehmrig-dige Landstraßen“ anlagern, die sich ihrerseits „abwechslungslos, in nüchternster Monotonie, langweilig-gleichartig und schnurgerade und endlos“ hinziehen. Der Feuilletonist der *Arbeiter-Zeitung*, Schermann, sieht im „jämmerlichsten aller Wiener Stadtteile“, dem Ende der achtziger Jahre entlang der Engerthstraße aus dem Boden gestampften Rasterviertel der Oberen Donaustadt, nichts als ein Konglomerat aus „rauchenden Schloten, unordentlichen Verkaufsläden, Branntweinschenken, Gestank, Schmutz, schlampigen Weibern, verwahrlosten Kindern, Prostituierten“<sup>85</sup>. Und dennoch zitierte, wie erwähnt, dieses „Niemandland sozialen Lebens“ (Lewis Mumford), dieses „Endlager der Großstadt“ iro-

<sup>82</sup> ADOLF SCHMIDL, Die Kaiserstadt und ihre nächsten Umgebungen (Wien 1843) 337.

<sup>83</sup> SCHRANK, Prostitution I 280.

<sup>84</sup> Vgl. CANKAR, Vor dem Ziel 158 f.

<sup>85</sup> *Arbeiter-Zeitung* vom 17. Juli 1910, 1 f.



nischerweise die Imagination einer einheitlichen Stadt dadurch, dass die Fassaden der Zinskasernen vielfach die neobarocke Herrschaftsarchitektur der Ringstraße imitierten.

Es hat dies mit einem Spezifikum der Wiener Stadtgestalt zu tun. Das soziale Elend war und ist in dieser Stadt hinter einer Fassade von beeindruckender Schönheit verborgen, die ganz offensichtlich eben einen an der klassizistischen Ringstraßenarchitektur orientierten, homogenen Stadtkörper suggerieren soll. Das Wiener Zinshaus folgt nämlich nicht, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, einer rein funktionalen Fabrikästhetik, wie dies etwa in Manchester, Liverpool oder ähnlich expandierenden Industriezentren Westeuropas üblich war, sondern einer widersprüchlichen und ironischen Ästhetik. Das Innere ist als rein zinspressende Funktionalität gestaltet, die ein Minimum an Raum mit einem Maximum an Mieterbelag und damit Zinsgewinn kombiniert. Beengte, überbelegte und infrastrukturell ungenügend ausgestattete Wohnungen im Inneren kontrastieren vielfach mit prachtvoll geschmückten Gründerzeitfassaden nach Außen zur Straße hin. Die Zinskasernen der Vorstädte sind denn auch von ihrer äußeren Gestaltung her wahre Prachtbauten, die den berühmten Ringstraßenpalais in vielen Fällen nur um Weniges nachstehen. Bereits 1860, noch lange vor der tatsächlichen baulichen Expansion der Stadt, thematisierten die beiden Ringstraßenarchitekten Rudolf Eitelberger und Heinrich Ferstel die Tätigkeit von spekulierenden Zinshausherren, die ihren kolossalen Häusern einen palaisartigen Schein zu verleihen bemüht seien<sup>86</sup>. Der Wiener Chronist Friedrich von Radler schreibt kurz vor der 1892 erfolgten Eingemeindung von Lerchenfeld, Hernals und Ottakring in die Wiener Kommune:

„Die alles veredelnde Cultur der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts hat auch in diesen Gebietstheilen der Umgebung Wiens eine Menge palaisartiger Wohnhäuser geschaffen, welchen das Gepräge behäbiger Wohlhabenheit, ja sogar ostentativen Luxus' aufgedrückt scheint. In den vom Weichbilde der Residenz entfernt gelegenen Straßen von Hernals steht eine große Anzahl von drei- und vierstöckigen riesigen Zinskasernen mit imponierenden Facaden, welche speculationslustige Baugesellschaften in der Zeit des sogenannten volkswirtschaftlichen Aufschwunges errichtet haben. Allerdings contrastirt gerade hier das ärmliche Interieur der dürftigen Insassen mit dem Exterieur ihrer Wohnstätten.“<sup>87</sup>

Zwei Jahrzehnte später, nach der vollständigen Durchkapitalisierung und Privatisierung des vorstädtischen Terrains, stellt auch der in Wien tagende IX. Internationale Wohnungskongress „jene eigentümlichen Mischlinge von äußerer Palasterscheinung und innerer Dürftigkeit“ fest, „die den Vororten den Stempel trostloser Ödigkeit und anspruchsvollster Schabigkeit aufgedrückt haben“. Der schäbigen Welt der Vorstadt war somit die beinahe gleiche Fassadenästhetik eingeschrieben wie der Prachtarchitektur der Ringstraße. Die Zinskasernen bildeten in ihrer äußeren Gestalt weniger einen Kontrast zum Zentrum als vielmehr dessen symbolische Fortsetzung. So zelebriert die Architektur

<sup>86</sup> PETER HAIKO, HANNES STEKL, Architektur in der industriellen Gesellschaft; in: HANNES STEKL (Hg.), Architektur und Gesellschaft von der Antike bis zur Gegenwart (= Geschichte und Sozialkunde 6, Salzburg 1980) 289.

<sup>87</sup> F[RIEDRICH JOHANN] VON RADLER, Die Volkszüge nach den Vororten in den Abendstunden; in: WIENERSTADT. Lebensbilder aus der Gegenwart (Prag – Wien – Leipzig o. J.) 105.

Identität, die sich auf den Fassaden niederschreibt, während ihre Funktionalität die Differenz zementiert. Die Stadt wird zwar imaginär als homogener Körper hergestellt, die Ästhetik aber als verklammerndes Ornament von sozialer Differenz und politischer Herrschaft formuliert. Sie verdeckt damit die für Wien so charakteristische sozialräumliche Segregation. Die Grenzen sind weniger durch baulich-ästhetische Unterschiede definiert als vielmehr durch soziale Markierung und kulturelle Differenz<sup>88</sup>.

#### 4. Die artifizielle Metropole Budapest

Im Gegensatz zur habsburgischen Reichshaupt- und Residenzstadt war das zweite metropolitane Zentrum der Monarchie, Budapest, ein gleichsam artifizielles Gebilde. Es entsprach den von István Graf Széchenyi angeleiteten Konzeptionen einer mit dem Ausgleich 1867 zur staatspolitischen Herrschaft gelangten liberalen Adelselite, und brachte deren Intentionen zur Etablierung eines unumstrittenen und unkonkurrenzieren politischen, administrativen, ökonomischen und kulturellen Zentrums Ungarns zum sinnfälligen Ausdruck. 1873 im formaljuristischen Sinn aus der Vereinigung der bis dato rechtlich souveränen Städte Pest, Ofen (Buda) und Altofen (Óbuda) entstanden, repräsentierte die Hauptstadt des neuen Nationalstaates den Fokus (industrie) kapitalistischer Modernisierungsprozesse, erwies sich als deren beinahe exklusives Ferment, als „Brückenkopf“ industrieller Zivilisation und urbaner Lebenswelten. Sie sollte, in bewusster Anknüpfung an historische, aus der Zeit des Ständekampfes tradierte Anti-Wien-Ressentiments, als Konkurrenzmetropole positioniert sein, nicht zuletzt auch als eine prospektive metropolitane Kapitale für den gesamten mittel- und südosteuropäischen Raum<sup>89</sup>.

Die Konzentration nationalen Wollens verdichtete sich in eine als „explosionsartig“ bezeichnete großstädtische Entwicklung. Bereits 1870, also noch vor der offiziellen Vereinigung, war ein „Fővárosi Közmunkák Tanácsa“ [Hauptstädtischer Rat für öffentliche Arbeiten] konstituiert worden. Unter Mitwirkung einer französisch-österreichischen Finanzgruppe wurde eine Anleihe von 24 Millionen Gulden aufgenommen, mit der verschiedene Investitionsvorhaben finanziert werden sollten, wie Donauregulierung und Donaubrückenbau, Ausbau der Kai-Anlagen, der Hauptverkehrslinien und des städtischen Transportsystems, Anlage des Nagykörút [Großer Ring] und der „weltstädtischen“ Radialstraße Sugárút, später Andrásy-Straße<sup>90</sup>. Zweieinhalb Jahrzehnte später sprach New Yorks prominentester Zeitungsreporter, Richard Harding Davis, der 1896 anlässlich der 1000-Jahr-Feiern der ungarischen Krone berichtete, von Budapest als der „Yankee-City“ der alten Welt. Insbesondere der rasch expandierende neue Stadt-

<sup>88</sup> MADERTHANER, MUSNER, Anarchie der Vorstadt 79 f.

<sup>89</sup> ANDRÁS SIPOS, „Stammeshäuptlinge“ und Reformen. Kräfteverhältnisse und Strukturen in der Budapestener Kommunalpolitik 1873 bis 1914; in: MELINZ, ZIMMERMANN (Hgg.), Wien – Prag – Budapest 108 f.

<sup>90</sup> EBD. 109. Die einzelnen Vorhaben sind detailliert beschrieben bei PETER CSENDES, ANDRÁS SIPOS (Hgg.), Budapest und Wien. Technischer Fortschritt und urbaner Aufschwung im 19. Jahrhundert (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 40, Budapest – Wien 2003).

teil Pest erschien als „the most modern city in Europe, more modern than Paris, better paved and better lighted; with better facilities for rapid transit than New York, and with Houses of Parliament as massive and as impressive as those on the banks of the Thames, and not unlike them in appearance“<sup>91</sup>.

Noch um die Jahrhundertmitte waren die drei Teil-Siedlungen vorwiegend deutsche Städte von eher peripherer Bedeutung gewesen. In Pest machte die deutsche Bevölkerung wie die ungarische rund ein Drittel, in Ofen hingegen mehr als die Hälfte aus, wobei die fast 30 % Juden sich in ihrer Mehrzahl ebenfalls als „deutsch“ begriffen. Der im Ausgleich installierte Kompromiss zwischen deutsch-österreichischer Bürokratie und Bourgeoisie einerseits und magyarischem Adel andererseits eröffnete diesem die Perspektive der Etablierung eines präziser gefassten Nationalstaates und festigte solcherart, vor dem Hintergrund aggressiver Magyarisierung und forcierter Modernisierung, die politische Signifikanz, die Ambition und die Autorität der neuen Hauptstadt<sup>92</sup>.

Der metropoliten Expansion erwachsen zwei eindrucksvolle Symbole moderner Urbanität: erstens, die von dem Schotten Adam Clark entworfene und 1849 eröffnete Lánchíd [Kettenbrücke], und zweitens, die in Anwesenheit des Kaisers 1896 in Betrieb genommene, elektrifizierte erste kontinentaleuropäische Untergrundbahn<sup>93</sup>. Beide für ihre technischen Errungenschaften weithin gerühmten Embleme der Moderne sollten das symbolische wie reale Zusammenwachsen der mit Ofen identifizierten traditionellen aristokratischen Eliten und der mit Pest assoziierten emergenten Bourgeoisie repräsentieren<sup>94</sup>. Das Wachstum der Stadt erwies sich europaweit als einzigartig. In der Rangfolge der größten europäischen Städte lag Budapest 1910 mit knapp 900.000 Einwohnern an siebenter Stelle. Vier Fünftel der Bevölkerung lebten auf der Pester Seite, wo auch das große Industrie-, Handels- und Finanzkapital konzentriert war. Das Eisenbahn- und das Straßennetz des Landes waren in radialer Ausrichtung auf die Hauptstadt hin zentriert, wo 1910 5 % der Gesamtbevölkerung Ungarns lebten und fünf große Banken 60 % von dessen Finanzkapital kontrollierten. Mehr als ein Drittel

<sup>91</sup> RICHARD HARDING DAVIS, *A Year from a Reporter's Note-book* (New York 1898) 74.

<sup>92</sup> Die forcierte Magyarisierung schlug sich in den entsprechenden Verhältniszahlen nieder: 1880 gaben 57 % der Budapester Bevölkerung Ungarisch als Muttersprache an, 1900 79 %, 1910 86 %, wobei die Werte der Umgangssprache deutlich höher lagen. Der Anteil mit deutscher Muttersprache sank von 34 % (1880) auf 9 % (1910). Bedeutend sind auch die Prozesse der Magyarisierung unter den Budapester Juden, die, ursprünglich deutschsprachig, um die Jahrhundertwende in überwältigender Mehrheit dem ungarischen Bevölkerungssegment zugerechnet wurden; vgl. COHEN, *Society and Culture* 476 f. Bender und Schorske kommen zu folgendem Schluss: „In Hungary, however, the Magyar elite proposed to make everyone a Hungarian, with a linguistic standard accorded such primacy as to preclude a double identity [...]. There were no hyphenated Hungarians in Budapest. One was a Hungarian or one was not, and the measure was linguistic.“ THOMAS BENDER, CARL E. SCHORSKE, *Budapest and New York Compared*; in: DIESELBEN (Hgg.), *Budapest and New York. Studies in Metropolitan Transformation, 1870–1930* (New York 1994) 8 f.

<sup>93</sup> Im Detail siehe CSABA SZABÓ, *Brücken über die Donau zwischen Ofen und Pest: Kettenbrücke, Margaretenbrücke, Franz-Joseph-Brücke, Elisabethbrücke*; in: CSENDES, SIPOS (Hgg.), *Budapest und Wien 89–99*; ZSUZSA FRISNYÁK, *Städtischer Verkehr*; in: EBD. 115–119.

<sup>94</sup> BENDER, SCHORSKE, *Budapest and New York Compared* 2 f.

der großen Industrie Ungarns (Fabriken mit einer Belegschaft von über 1.000) war hier konzentriert und die Zahl der industriellen Arbeiterschaft überstieg jene der Gesamtbevölkerung einer mittleren Stadt von der Dimension etwa Klausenburgs (Kolozsvár, Cluj; *Cluj-Napoca*)<sup>95</sup>.

Die ökonomische Dynamik Budapests ist in ihren Voraussetzungen zunächst an Prozesse der agrarischen Modernisierung gebunden, die auch dann noch relevant blieben, als um die Jahrhundertwende in der Stahlerzeugung, im Maschinenbau und in der Elektroindustrie neue großindustrielle Leitsektoren erwachsen waren<sup>96</sup>. Dem erstaunlichen wirtschaftlichen Prosperieren der Stadt lag eine de facto Monopolstellung im Import- und Exporthandel und dem damit korrespondierenden, differenzierten Bank- und Finanzsektor zugrunde. Allerdings war dieses vorwiegend von einer österreichischen und jüdisch assimilierten Bourgeoisie getragene überdurchschnittliche Wachstum eben ausschließlich auf Budapest fokussiert. Ungarn selbst blieb, in Relation zu einem beliebigen entwickelten Industrieland mit vergleichbarer Bevölkerungszahl, wenig entwickelt, von geringer Steuerkraft, in kultureller Hinsicht eher unterentwickelt. Noch 1900 entfielen sieben von zehn Erwerbstätigen auf die Landwirtschaft, die Handelsbilanz mit Österreich war im Wesentlichen von einem Austausch österreichischer Industrieprodukte gegen die Erzeugnisse der ungarischen Landwirtschaft und Viehzucht geprägt. Dem Export von 34,6% Fertigprodukten stand 1905 ein Import von 77,9% gegenüber, hingegen lautete das Verhältnis bei Rohstoffen 58,2% zu 10,3%. Zu dieser Zeit war das Gros des ungarischen Bank- und Finanzwesens in den Händen ausländischen, insbesondere österreichischen Kapitals, wie de facto auch kein einziger moderner Industriebetrieb ohne österreichisches Kapitalinvestment entstand<sup>97</sup>. Otto Bauer, der in seiner 1907 erschienenen Analyse der Nationalitätenkonflikte in der Habsburgermonarchie die Defizite der ungarischen Volkswirtschaft penibel auflistet, identifiziert ein weiteres, entscheidendes Manko: die geringe Rate der Kapitalakkumulation – also das im Verhältnis zum gesamten erwirtschafteten Mehrwert reinvestierte Kapital –, geschuldet im Wesentlichen den ebenso opulenten wie notorischen Konsumpraktiken des ungarischen Adels. Es sei fraglich, so Bauer,

„ob nicht gerade im äusserlich glänzenden Wachstum der Hauptstadt sich die wirtschaftliche Krankheit des Landes spiegelt: die Großstadt ist ja vor allem das Zentrum der Mehrwertkonsumtion! Der Glanz der Hauptstadt ist die äussere Erscheinungsform der niedrigen Akkumulationsrate! Nicht umsonst ist das genussfrohe Budapest die wichtigste Kundschaft aller österreichischer Luxusindustrien!“<sup>98</sup>

Solch komplexe, spannungsgeladene Konstellation mündete in eine folgenreiche Ironie, mehr noch, in ein soziales wie kulturelles Paradoxon. Sofern nicht direkt, etwa über Positionen in den Verwaltungs- und Aufsichtsräten von Banken und Industriege-

<sup>95</sup> ZSUZSA L. NAGY, Transformations in the City Politics of Budapest: 1873–1941; in: BENDER, SCHORSKE (Hgg.), Budapest and New York 36 ff.

<sup>96</sup> BENDER, SCHORSKE, Budapest and New York Compared 4.

<sup>97</sup> Zur Problematik noch immer grundlegend ANDREW C. JANOS, The Politics of Backwardness in Hungary, 1825–1945 (Princeton, N. J. 1982), bes. 84 ff.

<sup>98</sup> OTTO BAUER, Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie (Wien 1924 [1907]) 418.

sellschaften mit der Bourgeoisie verwachsen, begann der Adel – vor allem aber die Gentry – eine breite antimodernistische und antiurbane Koalition all jener zu mobilisieren, die durch den Budapester Sonderweg ihre Entwicklungsperspektiven und -ressourcen gefährdet sahen. Die Gentry mobilisierte somit im Namen der Nation gegen das von ihr selbst in den Jahrzehnten liberaler Dominanz nach 1867 so massiv forcierte Projekt der Etablierung eines metropolitanen, „weltstädtischen“ nationalstaatlichen Zentrums. Sie mobilisierte mit Berufung auf ein „unverfälschtes Magyarentum“ das Ressentiment und die kollektive Aversion des flachen Landes gegen die große Stadt, die gleichwohl ihrer ethnischen Zusammensetzung nach homogener war als eben dieses eher heterogene Land mit seinen zahlreichen, wenn auch einem scharfen, repressiven Magyarisierungsdruck unterworfenen nationalen Minderheiten. Ursprünglich mit der Nation ident, kam den Wertungen, Haltungen, Ambitionen der Gentry hegemonialer Charakter zu, war sie unbestrittener Mandatar der Forderungen nach nationaler Freiheit und Souveränität, kurz, des Kampfes gegen Wien. Im Verlauf dieses Kampfes übernahm die Gentry die Gedanken der europäischen Revolution und setzte das Prinzip bürgerlicher Rechtsgleichheit an die Stelle ständischer Vorrechte<sup>99</sup>. Je mehr sich aber im Zuge des zwar verzögert, aber intensiv einsetzenden und beinahe ausschließlich mit „Budapest“ gleich gesetzten Modernisierungsprozesses als „fremd“, also deutsch und jüdisch stigmatisierte in dominanten Positionen des Wirtschaftslebens etablierten – und damit die hegemoniale Stellung der magyarischen Herrenklasse zu unterlaufen drohten –, desto schneller kam die kurze Liaison der Gentry mit dem urbanen Liberalismus zu ihrem Ende. Sie etikettiert nunmehr das großstädtische Ensemble mit Zu- und Einschreibungen, die dem Repertoire eines regressiven, rückwärts gewandten, letztlich vormodernständischen Nationalismus entnommen sind: art- und wesenfremd, unmagyarisch, ausländisch, kosmopolitisch, liberal-kapitalistisch, revolutionär-sozialistisch, jüdisch. Das Urbane, Großstädtische in seiner Komplexität, Kontingenz, Dichte, Entfremdung erscheint so als der Gegenentwurf eines als widerspruchsfrei, holistisch und authentisch imaginierten Ruralen, als Antithese schlechthin zum identischen, „eigentlichen“ Magyarentum<sup>100</sup>.

All dies findet seine Auswirkungen und Entsprechungen in der Sphäre des Intellektuellen, der geistigen Kultur. Ein Autor wie Mór Jókai etwa, der Ende der achtziger Jahre in einem euphorisch gehaltenen Beitrag für das *Kronprinzenwerk* davon ausgegangen war, dass die urbane Modernisierung schließlich in einer Gleichsetzung Budapests mit Ungarn resultieren müsse – und zwar ganz in der Weise, wie Paris eben Frankreich sei –, zeichnet im Detail dann ein doch wesentlich abweichendes Bild. Zwar ist ihm,

<sup>99</sup> EBD, 411 ff.

<sup>100</sup> Zur engeren Thematik der daraus abgeleiteten Images Budapests zur Jahrhundertwende wie auch allgemein zur Stadtentwicklung und Gestaltung/Bedeutung des öffentlichen urbanen Raumes siehe GYÁNI, Identity and Urban Experience. Eva Forgács formuliert pointiert: „The people who carried on commercial and financial activity were regarded with mistrust and even hatred, the Hungarian gentry that gambled their (or, rather, their bourgeoisie wives’) money away were looked upon as truly Hungarian sharing the nation’s fate, whereas Jews (or Germans or Austrians) who invested money into business, appeared alien and undesirable.“ EVA FORGÁCS, Avant-Garde and Conservatism in the Budapest Art World: 1910–1932; in: BENDER, SCHORSKE (Hgg.), Budapest and New York 318.

zumindest im Subtext, Budapest bereits Ungarn geworden, aber doch als organische, naturhafte, in Bilderbuchlandschaften harmonisch, ja wesenhaft eingegliederte Nicht-Großstadt. Deren Beschreibung gerinnt ihm zur Beschwörung eines ländlich-ruralen Idylls, in das sich selbst „Fabriksschlote“ und „wimmelndes Arbeitergetriebe“ widerspruchsfrei einpassen:

„Der Fremde, der Budapest zum ersten Mal sieht, ist überrascht von der schönen Lage dieser Doppelstadt. Da ragt auf stolzer Höhe das Ofner Königsschloß, der Bocksberg blickt über die unbegrenzte Fläche des Alföld hin, zwischen zwei Reihen von Palästen flutet die gewaltige Donau unter drei stehenden Brücken hinweg, deren mittlere die Kettenbrücke ist; ein Meisterwerk des monumentalen Brückenbaues, und mitten im Strome ruht die romantische Margaretheninsel und tummelt sich ein Schwarm von Dampfschiffen. Rauchende Schlote künden es weit hin, daß die Hauptstadt eine entwickelte Fabriksindustrie besitzt, und das wimmelnde Arbeitergetriebe auf den Quais läßt auf blühenden Handel schließen. Einen besonderen Zauber übt der Anblick Budapests, wenn man es in den Abendstunden von der Kettenbrücke aus betrachtet, wenn die doppelten Laternenreihen der beiden Ufer sich in der Ferne mit den Lichtern der beiden Brücken mengen und im dunklen Spiegel der Donau verdoppelt die Täuschung erwecken, als wäre das Ganze eine Meeresbucht. Von den östlichen Abhängen des Schwabenberges aber überblickt man das malerischste Panorama: zu den Füßen des Berges liegt, von der blauen Donau getheilt, die Zwillingstadt mit ihrer hochgewölbten Domkirche, ihrem Gürtel von grünen Hainen und den vielgestaltigen Bergen Ofens; darüber hinaus bis an den verschwimmenden Gesichtskreis dehnt sich ein goldenes Meer, die ährenreiche Ebene, deren grüne Inseln reichbevölkerte Ortschaften sind, die eine Hälfte des Horizontes ist durch die blauenden Vorkuppen der Heveser Mátra und der Waitzner Berge geschlossen, während der südliche Theil desselben mit dem Himmel in Eins zu verfließen scheint.“<sup>101</sup>

Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, dass die ungarische Elitenkultur, Literatur gleichermaßen wie bildende oder angewandte Künste, im auslaufenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert ein urbanes Idiom, eine großstädtische Ikonographie nicht auszubilden imstande waren. Die spezifische Modernität Budapests und die damit korrespondierende soziale Problematik fand keine adäquate Repräsentation, keinen hochkulturellen sprachlichen oder visuellen Ausdruck; die Stadt verblieb im Schatten der feudalen, agrarischen Vergangenheit: „As in painting, so in literature, modernism in the end defined itself without reference to the city as symbol.“<sup>102</sup> Die Literaten evozierten vorzugsweise Kleinstadtwelten, die überschaubaren pseudo-dörflichen Idyllen der „alten Stadt ihrer Jugend“, während die monumentalen Boulevards oder die ambitionierten, eklektisch-historistischen Prachtbauten wie Parlament oder Fischerbastei,

<sup>101</sup> DIE ÖSTERREICHISCH-UNGARISCHE MONARCHIE IN WORT UND BILD. Aus dem Kronprinzenwerk des Erzherzog Rudolf, ausgewählt von CHRISTIANE ZINZEN (Wien – Köln – Weimar 1999) 237 f.

<sup>102</sup> THOMAS BENDER, CARL E. SCHORSKE, *The High Arts: Metropolitan Autonomy and Modernism*; in: DIESELBEN (Hgg.), *Budapest and New York* 272.

aber auch die (vor)städtischen Quartiere des Fabrikproletariats, kurz, das moderne Budapest überhaupt, schlicht ausgeblendet blieben. Auch Sándor Bródy, der sich selbst als Großstadtautor verstand und als ebenso scharfzüngiger wie spöttischer Kritiker des unproduktiven Luxuskonsums der magyarischen Gentry hervortrat, blieb über weite Strecken seines Werkes dieser Tradition verhaftet<sup>103</sup>. Selbst Exponenten der Avantgarde entwickelten ihren ästhetisch fortgeschrittenen Modernismus aus einem Rückgriff auf das Vergangene, modulierten gleichsam Elemente der Moderne und der Tradition. Der Architekt Ödön Lechner brachte die Formensprache folkloristischer Motive als dekoratives Element zur Geltung, Béla Bartók entwickelte seine musikalischen Strukturen und metropolitanen Rhythmen aus dem Fundus überbrachten, vormodernen ungarischen Volksliedguts, ganz ähnlich formulierte Endré Ady ein neues poetisches Idiom vermittelt einer aus dem Archaisch–Popularen hergeleiteten modernistischen Abstraktion. Es kann der künstlerische Akt des Überführens von Perzeption in Symbol, von Gefühltem, Erahntem in die Sprache der Form, es kann solch radikale Kondensierung historischer Erfahrung keineswegs in Anspruch nehmen, repräsentativ auch nur für die wesentlichen Merkmale und Kriterien einer bestimmten Epoche, eines bestimmten Ortes etc. zu sein. Aber es sind genau solch gewaltige individuelle Reduktionen, die die Grundlage bilden für das Entstehen und Wirksamwerden bestimmter Städtebilder, von geschichtsmächtigen Zuschreibungen und Images. Für die meisten zeitgenössischen Ungarn, schreibt Éva Forgács, sei Budapest nichts Anderes als eine abstruse Mixtur aus Juden und Prostituierten, Fremden und Finanzkapitalisten, Neureichen und hoffnungslos verarmtem Mob gewesen<sup>104</sup>. Der bedeutende ungarische Dichter János Arany hat in einer düsteren Ballade die Eröffnung der Margaretenbrücke als einen „danse macabre“ gestaltet, in dessen Verlauf sich albraumhafte Figuren aus den Tiefen der großen Stadt mit gutem Grund in die Donau zu Tode stürzen. Genau in diesem Sinn ist das von Dezső Szabó geprägte Wort von der „Stadt der Sünde“, die der Magyarisierung erst bedürfe, zu verstehen<sup>105</sup>. Admiral Horthy sollte diese Metapher im Zuge seiner Machtübernahme im November 1919 aufgreifen und von Budapest als der sündigen Stadt sprechen, die zu bestrafen und purifizieren er gekommen sei.

### 5. Moderne und Transgression

Der Wiener Advokat Dr. Karl Lueger, genannt der „schöne Karl“, war ausgesprochen magyrophob. Er hasste das selbstständige Ungarn, sah es von einem kalvinistischen Adel und einer jüdischen Bourgeoisie beherrscht und hatte, mit besonderer Bezugnahme auf Budapest, den Terminus „Judaeo-Magyaren“ geprägt. Ein Massenpolitiker völlig neuen Stils, ein begnadeter Populist und hinreißender Rhetoriker, ein Volkstribun allenthalben, hatte Lueger in den turbulent und hitzig verlaufenden Volks- und Wählerversammlungen der so genannten „Fünfguldenmänner“ in den achtziger Jahren wahre Triumphe gefei-

<sup>103</sup> MIKLÓS LACKÓ, The Role of Budapest in Hungarian Literature: 1890–1935; in: EBD. 352–366.

<sup>104</sup> FORGÁCS, Avant-Garde and Conservatism 314.

<sup>105</sup> LACKÓ, The Role of Budapest 354.

ert<sup>106</sup>. Er gab der archaisch–unorganisierten Protestbewegung des vom industriell–kapitalistischen Modernisierungsschock in seinem sozialen Gefüge erschütterten, entsetzten und desorientierten kleinen, gewerblichen Bürgertums Richtung und Struktur, mobilisierte Sehnsüchte und Hoffnungen, erweiterte ihre soziale Basis in Richtung Angestellte, Kontoristen, Beamte, Lehrer, Angehörige der freien Berufe und des niederen Klerus. Ihre höchst unterschiedlichen materiellen Bedürfnisse und politischen Intentionen vereinte er zu einem antiliberalen, sehr bald antisozialistischen Bürgerblock auf Basis des politischen Klerikalismus und des Antisemitismus<sup>107</sup>. Er gab den wie immer disparaten sozialen Fraktionen und Schichten der *petit bourgeoisie* ihren authentischen Ausdruck, verlieh ihnen Stimme, brachte sie zum Bewusstsein ihrer selbst<sup>108</sup>. Felix Salten, für den sich in Lueger „der Wille einer Epoche erfüllt hat“, entwirft ein ebenso faszinierendes wie vieldeutiges Porträt des großen Demagogen und Agitators:

„Allein er nimmt auch noch die Verzagtheit von den Wienern. Man hat sie bisher gescholten. Er lobt sie. Man hat Respekt von ihnen verlangt. Er entbindet sie jeglichen Respektes. Man hat ihnen gesagt, nur die Gebildeten sollen regieren. Er zeigt, wie schlecht die Gebildeten das Regieren verstehen. Er, ein Gebildeter, ein Doktor, ein Advokat, zerfetzt die Ärzte, zerreißt die Advokaten, beschimpft die Professoren, verspottet die Wissenschaft; er gibt alles preis, was die Menge einschüchtern und beengt, er schleudert es hin, trampelt lachend darauf herum, und die Schuster, die Schneider, die Kutscher, die Gemüsekrämer, die Budiker jauchzen, rasen, glauben das Zeitalter sei angebrochen, das da verheißen ward mit den Worten: selig sind die Armen im Geiste. Er bestätigt die Wiener Unterschicht in all ihren Eigenschaften, in ihrer geistigen Bedürfnislosigkeit, in ihrem Mißtrauen gegen die Bildung, in ihrem Weindusel, in ihrer Liebe zu Gassenhauern, in diesem Festhalten am Altmodischen, in ihrer übermütigen Selbstgefälligkeit; und sie rasen, sie rasen vor Wonne, wenn er zu ihnen spricht.“<sup>109</sup>

Wie sein großer sozialdemokratischer Gegenspieler Franz Schuhmeier war auch Karl Lueger ein prototypischer Exponent, Akteur und zugleich Regisseur einer auf das Ende der liberalen Ära in Wien folgenden Phase des Übergangs und der Neuformulie-

<sup>106</sup> WOLFGANG MADERTHANER, *Dem Volke, was des Volkes ist. Das Stadtimago und die Stadtpolitik des Karl Lueger*; in: WOLFGANG KOS, CHRISTIAN RAPP (Hgg.), *Alt-Wien. Die Stadt, die niemals war* (= Sonderausstellung des Wien Museums 316, Wien 2005) 98–108.

<sup>107</sup> Der Antisemitismus wird zum einigenden Faktor, zur leitenden Idee der sozial und kulturell so disparaten Lueger'schen Koalition, zum eigentlichen Moment ihrer Mobilisierung. Unter der ebenso allgemeinen wie allgemein verständlichen antijüdischen Parole erhob Lueger die „atavistische“ Abneigung gegen die Juden zu seiner eigentlichen politischen Idee, auf ihrer Grundlage organisierte er das „christliche Volk von Wien“. Es blieb allerdings beim rhetorischen Gestus – niemals ließ er seiner jüdenfeindlichen Rede Taten folgen, sein Antisemitismus ist nicht rassistisch, sondern kasuistisch und populistisch.

<sup>108</sup> JOHN W. BOYER, *Political Radicalism in Late Imperial Vienna. Origins of the Christian Social Movement 1848–1897* (Chicago – London 1981) 446; DERS., *Karl Lueger (1844–1910). Christlichsoziale Politik als Beruf* (= Studien zu Politik und Verwaltung 93, Wien – Köln – Weimar 2010).

<sup>109</sup> FELIX SALTEN, *Das österreichische Antlitz. Essays* (Berlin 1910) 132 f.



rung politischer Kräfte und der Initiierung einer Politik der Massen<sup>110</sup>. Es ist eine Politik der vorgeblichen Authentizität, der kollektiv wirksamen Artikulation des scheinbar Echten, Unverfälschten, Eigentlichen. Das Alte wurde zitiert, um der Stadt eine neue Signatur und dem Neuen einen Kontext zu geben. Man pochte auf das scheinbare wahre und echte Wien der Kleinbürger, um die Entfremdungserfahrungen und den Kulturschock der industriellen, der kapitalistischen Moderne zu kompensieren. Man schuf in einer Krisensituation, die alte Beziehungen zerstörte, Gemeinsamkeit durch Imagination und Konstruktion. Man setzte das „Wir“, um sich vom „Anderen“ (also dem „Fremden“, dem „Jüdischen“) abgrenzen zu können. Man träumte den Traum verlorener Ganzheit des Sozialen. Karl Lueger sollte sich als Meister der politischen Historisierung erweisen. Er formte, konstruierte sich seine Tradition des eigentlich Wienerischen als einen neuen Erfahrungshorizont des politischen Handelns und gab damit der Stadt eine eigene, neue Signatur. Er schuf Wien als „Vaterstadt“ in Form einer imaginierten Gemeinschaft der alten wie der neuen Mittelschichten. Darin bündelte er eine Vorstellung von Wien als Inbegriff einer vorindustriell-bürgerlichen, ständisch-familiären und christlichen Stadt, beruhend auf Autorität, Paternalismus, Vätererbe und christlich-katholischem Wertgefüge. Er inszenierte eine autoritäre Politik als Theater der Stimmungen und Ressentiments unter dem permanenten Rekurs auf das „Alte Wien“, auf ein spezifisches „Wienertum“, als dessen Sprachrohr und Regisseur er sich verstand<sup>111</sup>.

Luegers Politik einer symbolischen Wiederherstellung der in der Revolution von 1848 verloren gegangenen Bürgereinheit zielte nicht zuletzt auf die für Wien so typischen klein- und mittelgewerblichen Produktionsmilieus, wie sie sich beispielhaft auf dem Neubauer Schottenfeld verdichteten. Hier war bereits im Vormärz ein manufakturmäßig organisiertes Produktionscluster von bis dahin für Wien einzigartiger Ausdehnung entstanden<sup>112</sup>. Der diesem sozialen Hintergrund entstammende Schriftsteller Emil Ertl hat den eigensinnigen Produktions- und Bürgerstolz der alteingesessenen Textilproduzenten und Hausherrn auf den ehemaligen schottischen Freigründern, dem „gewerbefleißigen Boden“ des so genannten „Seiden- und Brillantengrunds“ vielfach beschrieben:

„Denn alle meine Vorfahren, soweit ich von ihnen weiß, sind Seidenweber geworden [...], emsig nach dem Rechten sehend und wacker selbst mit Hand anlegend, durchdrungen von dem Ernst ihrer Arbeit, auf der der Segen ruhte, stolz auf die Kunstfertigkeit und ihr Bürgertum, Freunde der Ordnung und der Gewissenhaftigkeit, bodenständig wie die Bauern, eigenwillige Herren über das Ihrige.“<sup>113</sup>

<sup>110</sup> Vgl. WOLFGANG MADERTHANER, LUTZ MUSNER, *Textures of the Modern. Viennese Contributions to Cultural History and Urban Studies*; in: *Cultural Studies* 16/6 (2002) 864 ff.

<sup>111</sup> DIESELBEN, *Anarchie der Vorstadt* 188 ff.

<sup>112</sup> GERHARD MEISSL, *Netzwerke oder Hierarchien? Zur Entstehung metropolitaner Produktionsräume im Spannungsfeld von historischer Einbettung und ökonomischer Rationalität am Beispiel Wiens im 19. und frühen 20. Jahrhundert*; in: *Studien zur Wiener Geschichte. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien* 59 (2003) 199 ff.

<sup>113</sup> Zit. EBD. 201.

Die klein- und mittelbetriebliche Struktur dieser in die städtische Ökonomie so vorteilhaft eingebetteten lokalen Produktionsmilieus, ihre soziale wie mentale Verfassung, blieb auch bestehen, als die Textilproduktion längst (groß-)industriell organisiert, an geeignetere Standorte – vornehmlich in Nordböhmen – abgewandert und von einer verlagsmäßig betriebenen Bekleidungs- und Wäschekonfektion abgelöst war. Noch im ausgehenden 19. Jahrhundert galten die jeweiligen Standorte der entsprechenden „Hinterhofindustrie“ in Gumpendorf und am Schottenfeld als der „eigentliche Fabriksrayon“ Wiens. Und es war hier, wo Karl Lueger in seinem Wertekonservativismus ebenso wie in seinem katholisch grundierten, kasuistischen, gegen Groß- und Finanzkapital gewandten Antisemitismus eine hoch effiziente und artikulationsfähige bürgerliche Basis gewinnen konnte. 1895 zum Bürgermeister gewählt, aber erst 1897 nach schwerwiegenden Konflikten vom Kaiser in diesem Amt bestätigt<sup>114</sup>, nahm Luegers Handeln allerdings Dimensionen an, die über die reine Identitäts- und Interessenfeststellung bürgerlicher Mittelschichten und des sprichwörtlich gewordenen „kleinen Mannes“ von Wien weit hinaus reichten. Es manifestierten sich in seiner Person und Politik gleichermaßen auch die technischen Imperative der Moderne. Insbesondere die symbolisch und propagandistisch hoch aufgeladenen Kommunalisierungen, immer wieder als „Kommunalsozialismus“ angesprochen, thematisierten zur Lösung dringend anstehende Sachfragen wie Gas- und Stromversorgung oder die Verkehrsproblematik und sorgten für einen massiven kommunalen Modernisierungsschub. Die Budapester Reformprojekte der Ära István Bárcy ab 1906 – die erstmals auch kommunalen Sozialwohnungsbau mit einschlossen – sind in diesem Sinn wohl nicht zu Unrecht als „liberaler Luegerismus“ bezeichnet worden<sup>115</sup>.

Die größte technische Errungenschaft der Lueger-Zeit ist wohl die Stadtbahn, eine herausragende Konstruktions- und Ingenieursleistung, die von einem unter der Leitung von Otto Wagner stehenden Architekten- und Planungsteam entworfen und in den Jahren 1894 bis 1908 realisiert wurde<sup>116</sup>. Wagners Ausführung einer metropolitanen Eisenbahn ist als bauliche Leistung wie als Objekt urbanen Designs gleich meisterhaft. Die Stadtbahn folgte in ihrer Anlage überregionalen Kapitals- ebenso wie unmittelbar militärischen Interessen. Sie verband erstmals die Außenbezirke und peripheren Distrikte der Stadt miteinander und akzentuierte zugleich, indem sie der soziokulturellen Grenze des Gürtels folgte und diese auch baulich verfestigte, die für Wien so charakteristische sozialräumliche Segregation. Sie veränderte den Charakter, die inneren Rhythmen, die grundgelegten Strukturen der Stadt und schrieb dem urbanen Ganzen doch eine gemeinsame, verbindende, weithin sicht- und identifizierbare Ästhetik ein. Wie später die Gemeindebauten des „Roten Wien“ sucht sie historisch gewachsene Stadt-

<sup>114</sup> Zu Luegers Aufstieg zur Macht siehe das entsprechende Kapitel in BOYER, *Political Radicalism* 316 ff.

<sup>115</sup> SIPOS, „Stammeshauptlinge“ 121, sowie DERS., *Bürgermeister István Bárcy und die sozialen Bauprojekte in Budapest am Anfang des 20. Jahrhunderts*; in: CSENDES, SIPOS (Hgg.), *Budapest und Wien* 197 ff.

<sup>116</sup> EVE BLAU, *The Architecture of Red Vienna, 1919–1934* (Cambridge, Mass. – London 1999) 74 ff. Zu Otto Wagner und Wien DAVID FRISBY, *Citiscapes of Modernity. Critical Explorations* (Cambridge – Oxford – Malden, MA 2001) 180 ff.

strukturen zu bewahren, führt als ein modernes urbanes Implantat zugleich ihre eigenen Logiken ein, überlagert die historischen Räume mit ihrem spezifisch großstädtischen Ordnungsprinzip<sup>117</sup>. In dieser Hinsicht – nämlich des dialektischen Ineinanderlaufens von Tradition und Modernität, der von der Eigenlogik des Modernen überlagerten historischen Referenz und Identität – bringt der Stadtbahnbau auch Prinzipien zum Ausdruck, wie sie die übrigen Projekte der Lueger-Zeit ganz allgemein kennzeichnen sollten. Es sind Prinzipien der symbolischen Repräsentation, der Berufung auf eine wie immer imaginierte gemeinsame historische Tradition des christlichen, ebenso selbstbewussten wie gottesfürchtigen und obrigkeitsfixierten niederen und mittleren Stadtbürgertums, die in einen eigensinnigen Zusammenhang mit Projekten kommunaler Modernisierung und urbaner Modernität gebracht werden. Ein traditioneller bürgerlicher Wertekanon verband sich mit den Instrumenten technologischer Modernität zu neuen Repräsentativbauten – nicht so glamourös und triumphalistisch wie die Ringstraße des liberalen Großbürgertums, aber monumental, überlebensgroß, repräsentativ in einem ebenso dynamischen wie utilitaristischen Sinn allemal: Gasometer, Elektrizitätswerke, Versorgungsheim Lainz, Stadtbahn.

Indem Luegers Stadtvision und Stadtgestalt ebenso souverän, deutschnational und antisemitisch wie egalitär und gemeinschaftlich definiert ist, weist sie viele Merkmale von dem auf, was in der kulturwissenschaftlichen Diskussion als „Imagined Communities“<sup>118</sup> begrifflich gefasst wurde. Dieses Konzept einer Herstellung imaginerter Gemeinschaften über sezessionistische Codes (des Nationalen, des Populismus etc.), die aus Anonymen das „Wir“ gegen die „Anderen“ formen, finden wir in der multinationalen Habsburgermonarchie in den unterschiedlichsten Kontexten und in einer Vielzahl von Fällen. Graz etwa – um 1900 mit 138.000 Einwohnern die viertgrößte Stadt Cisleithaniens und Hauptstadt eines zweisprachigen Kronlandes mit rund einem Drittel slowenischer Bevölkerung – war als eine Frontstadt des Nationalen konzipiert, als das „südöstlichste Bollwerk deutscher Cultur“, die „deutsche Stadt der Monarchie“, als „Grenzwächter Alldeutschlands“ mit seiner Lage „so nahe dem slawischen Barbarenthum“<sup>119</sup>. Die Strategien der Nationalisierung fruchteten. In den Volkszählungen gaben regelmäßig über 96% der städtischen Bevölkerung Deutsch als Umgangssprache an; der Anteil der Slowenischsprachigen hingegen lag bei einem Prozent (1910: 0,7%), während die reale Zahl der Zuwanderer um ein Vielfaches höher angenommen werden muss<sup>120</sup>. In einem besonderen Maß kann die Konzeption imaginerter Gemeinschaften auch auf das zeitgenössische Prag Anwendung finden – umso mehr, als sich die Agglomeration spätestens im ausgehenden 19. Jahrhundert zu einem Fokus

<sup>117</sup> DIES., Die polyzentrische Metropole: Otto Wagners Großstadt revisited; in: RENATE BANIK-SCHWEITZER – EVE BLAU (Hgg.), Urban Form. Städtebau in der postfordistischen Gesellschaft (Wien 2003) 30, 36 f.

<sup>118</sup> BENEDICT R. ANDERSON, Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism (London 1991).

<sup>119</sup> Vgl. HEIDEMARIE UHL, Strategien nationaler Identitätspolitik in Graz um 1900; in: JOHANNES FEICHTINGER, PETER STACHEL (Hgg.), Das Gewebe der Kultur. Kulturwissenschaftliche Analysen zur Geschichte und Identität Österreichs in der Moderne (Innsbruck – Wien 2001) 83 ff.

<sup>120</sup> EBD. 83.

des Nationalen, einem Brennpunkt der Formierung nationalstaatlicher Ambition und nationaler Selbstvergewisserung verdichtet hatte. Ihre soziale und politische Matrix ist in einem hohen Ausmaß komplex, ebenso vielschichtig wie vieldeutig. Eine aus dem agrarischen Umland zugewanderte, großteils aus Angehörigen der Unter- und unteren Mittelschichten rekrutierte tschechische Majorität stand einer deutschen und (deutsch) jüdischen Bildungs- und Geschäftselite gegenüber, die Prag als ein, wenn nicht *das* aus der Geschichte legitimierte, „historische“ Zentrum deutsch-österreichischer Hochkultur reklamierte und propagierte. Es ist eben diese Repräsentation des Kulturellen, gegen die ein emergenter tschechischer Nationalismus in Zeiten der kapitalistischen Moderne mit aller Vehemenz sich richtet. „Von allen österreichischen Nationen, die nur die unterdrückten und ausgebeuteten Klassen umfassten, ist die tschechische Nation am schnellsten von der kapitalistischen Entwicklung erfasst worden. Sie erscheint daher zuerst auf dem Markt der Geschichte und erhebt dort am vernehmlichsten ihre Stimme.“<sup>121</sup>

Zur sozialen Trägerschicht wird in wachsendem Ausmaß die in ihrem Entstehen unmittelbar an die Entwicklung und rasche Industrialisierung der urbanen Agglomeration Prag gekoppelte tschechische Bourgeoisie. Das außerordentlich schnelle Bevölkerungswachstum Prags und seiner Vororte – der Zuwachs betrug 1881 bis 1890 mehr als 24 %, von 1891 bis 1900 mehr als 27 % – kam zu großen Teilen der Industrie zugute, der Anteil der industriellen an der gesamten ortsanwesenden Bevölkerung stieg allein im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts um 288,4 % (im Vergleich dazu 210 % in den böhmischen Industriebezirken mit deutscher, hingegen bloß 7 % in jenen mit tschechischer Mehrheit<sup>122</sup>). Zum traditionellen deutschen Kapital tritt ein autochthones tschechisches, und zwar im Wege der Akkumulation ebenso wie der Zentralisation; es entstehen tschechische Aktiengesellschaften, Banken, Genossenschaften, Versicherungsgesellschaften, Brauhäuser etc. Die ökonomische Konkurrenz beschleunigt, moduliert, verstetigt die nationale Konkurrenz und verbindet sich, in eigensinniger Weise, mit dem antisemitischen Gestus. Dieser konnte umso mehr als Ansatzpunkt und Moment der Mobilisierung fungieren, als die über lange Zeit ökonomisch wie politisch herrschende deutsche Minderheit in tschechischen Industriegebieten – etwa im nordostböhmischen Textilrevier – in der Tat mit einer starken jüdisch-akkulturierten Schicht durchsetzt war. Deren Angehörige sprachen Deutsch, hatten sich an die deutsche „Kulturgemeinschaft“ assimiliert, erzogen ihre Kinder in diesem Sinn, umgaben sich mit deutschen Angestellten, unterstützten die deutschnationalen Parteien, waren „deutsch-liberal“<sup>123</sup>. Die Prager großbürgerlichen Juden sahen sich nachgerade als Retter der deutschen Hochkultur gegenüber einem national erwachenden Slawentum. Der diesem Milieu entstammende Otto Bauer resümiert: „Wenn einerseits der alte Hass gegen die Juden stets dadurch lebendig erhalten wird, dass der Jude im Gewande des nationalen Gegners, als Deutscher erscheint, so wird andererseits der Judenhass auch

<sup>121</sup> BAUER, Nationalitätenfrage 237.

<sup>122</sup> EBD. 266 f.

<sup>123</sup> Zur Problematik grundlegend JUDSON, Exclusive Revolutionaries.

auf die Deutschen überhaupt übertragen, zu denen der Jude dort gehört.<sup>124</sup> Es ist somit eine Auseinandersetzung, in der die unterschiedlichsten Ebenen, die Kategorien des Ethnischen, Kulturellen, Politischen, Nationalen beinahe ungeschieden ineinander laufen, in der der soziale die besondere Form des nationalen Gegensatzes annimmt; dies umso mehr, als der zu wesentlichen Teilen aus der Intelligenz sowie der Handels- und Finanzbourgeoisie zusammengesetzten deutschen Minderheit das soziale Korrektiv einer auch politisch artikulationsfähigen Arbeiterschaft beinahe gänzlich fehlte. Vor allem aber ist es der Sprachenstreit, in dem sich der nationale Konflikt exemplarisch wie symbolisch verdichtet und seinen wohl sinnfälligsten Ausdruck in der bereits 1881 an der berühmten Karls-Universität vollzogenen radikalen Separierung in autonome deutsche und tschechische Einheiten findet. Es geht in diesem Streit um die Amtssprache der Gerichte ebenso wie um scheinbar Nebensächliches, etwa die Sprache der Straßentafeln, die ihrerseits jedoch nichts Geringeres als die symbolische Territorialisierung und kulturelle Codierung urbanen Raums indiziert. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist in Prag von einer soliden deutschsprachigen Mehrheit auszugehen, was sich allerdings in nur drei Jahrzehnten entschieden verändern sollte. Die Volkszählung des Jahres 1880 wies lediglich etwas mehr als 15 % Deutschsprachige aller Konfessionen für Prag und seine inneren Vorstädte aus, ein Anteil, der sich bis 1910 auf 7 % weiter halbieren sollte. Es drückt sich in diesen Zahlen nicht bloß das nachhaltige Wirksamwerden einer intensivierten, tschechisch dominierten Binnenwanderung aus, sie lassen vielmehr auch Rückschlüsse auf die tschechische Assimilierung einer durchaus signifikanten Anzahl ehemals deutscher Unterschichtsangehöriger zu<sup>125</sup>. In den achtziger und neunziger Jahren war beinahe die Hälfte aller Deutschsprachigen jüdischer Herkunft, drei Viertel aller Juden in Prag I–VII bekannten sich zum Deutschtum. Wenn auch im Zensus von 1900 aufgrund eines intensivierten Tschechisierungsdrucks nur mehr 45 % von ihnen Deutsch als Umgangssprache angeben sollten, so blieben die prinzipiellen Loyalitäten doch aufrecht. Neun von zehn Prager Juden schickten ihre Kinder in deutschsprachige Schulen<sup>126</sup>.

Wie ihr akkulturiertes, bildungsbürgerliches Wiener Pendant zeichneten auch sie sich durch eine wahre Fixierung hinsichtlich sprachlicher „Reinheit“ und richtigen Sprachgebrauchs aus, teilten sie deren wohl bekannte und viel debattierte Obsession für Sprachkritik, Sprachlogik, Sprachformen und Formensprachen. Das Interesse für eine Psychologie der Sprache, schrieb der einem eher aggressiven völkischen Deutschnationalismus zuneigende Sprachtheoretiker und Literat Fritz Mauthner, sei bei ihm von frühester Jugend ausgeprägt gewesen und er verstehe nicht, wenn ein in einer slawischen Gegend Österreichs geborener Jude „zur Sprachforschung *nicht* gedrängt“ werde<sup>127</sup>. Mauthner verweist damit auf eine zentrale, für die Formierung einer kollektiven Identität dieser Schichten geradezu konstitutive Problematik der Uneindeutigkeit, des Widersprüchlichen und Gegenläufigen. Man sprach das so genannte „Prager“

<sup>124</sup> BAUER, Nationalitätenfrage 264 f.

<sup>125</sup> COHEN, Society and Culture 477 f.

<sup>126</sup> EBD. 497.

<sup>127</sup> FRITZ MAUTHNER, Erinnerungen. Prager Jugendjahre I (München 1918) 32.

oder auch „Kleinseitner“ Deutsch, ein exemplarisches Hochdeutsch, das für sich in Anspruch nahm, das „beste“ und „reinste“ Idiom zu sein, in seiner Aussprache so nahe wie möglich an einem idealisierten Bühnendeutsch. Und doch war es von Einflüssen und Ausprägungen slawischer, auch jiddischer Syntax und Grammatik bestimmt, geriet es – nicht zuletzt auch deshalb, weil Deutsch für eine lange Periode die akzeptierte lingua franca der gebildeten tschechischen Schichten gewesen war – in seinem alltäglichen Gebrauch und Vokabular zu einem eigensinnigen slawo-germanischen phonetischen Hybrid<sup>128</sup>. Die geradezu perfekte Beherrschung dieses Idioms, sein gleichsam spielerischer Einsatz zur Herstellung größtmöglicher atmosphärischer wie literarischer Dichte zeichnete einen Gustav Meyrink ebenso aus wie die um Max Brod und Franz Werfel gruppierten literarischen Stammgäste der Cafés „Louvre“, „Continental“ und vor allem des „Arco“, wovon sich Karl Kraus' spöttische Bezeichnung „Arconauten“ ableitet. In einem Gutteil ihrer im engeren Sinn auf Prag bezogenen Arbeiten erscheint, von Brod bis Kafka, die Stadt in den Kontext einer mystischen, vagen, unbestimmten Vormoderne eingewoben, in legenden- und sagengenährte Projektionen und Phantasien. Es ist eine mit kabbalistischer Mystik gesättigte mythologische Repräsentation Prags, und zugleich eine von der literarischen Moderne bewusst gesetzte Ausblendung industriell-kapitalistischer Modernität, aus der sie in gewissem Sinn ja hervorgegangen ist. Sie wurde paradigmatisch in Meyrinks *Golem* oder in Leo Perutz' 1951 in der Emigration fertig gestelltem meisterlichen Episoden-Roman *Nachts unter der steinernen Brücke* vorgelegt, und hat der Stadt einen nachhaltigen, in den letzten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts auch massentouristisch vermarkteten symbolischen Mehrwert gesichert. Die Stadt erscheint mit einem der Kontrolle ihrer Einwohner entzogenen, überzeitlichen Eigenleben ausgestattet, angesiedelt in jenem Zwischenbereich von Bewusstem und Traum, in dem Leben und Legende zusammenfließen, ebenso zauberhaft wie gefährlich, ebenso anziehend und erotisch wie unberechenbar und Verderben bringend. Es hat dieses Bild mit der kontemporären modernen Großstadt und den konkreten Lebenswelten ihrer Einwohner scheinbar nichts zu tun und schreibt doch ein Imaginaire fest, das für die Wahrnehmung Prags bestimmend werden sollte. Vor allem aber reflektiert diese von den tschechischen Intellektuellen strikt verworfene „dekadente“ Repräsentation eines: die mit den von Modernisierung und Nationalisierung ausgelösten Spaltungsprozessen manifest gewordene Krise eines eliten-kulturellen, hoch produktiven und sensibilisierten, in seiner Identität, Selbstwahrnehmung und „insulären“ sozialen Position jedoch gefährdeten Milieus deutsch-jüdischer Bildungsbürger. Die Besonderheiten der phantasmagorischen Prag-Literatur verhandeln nichts anderes als eben jene, aus einem doppelten Druck erwachsene Krise<sup>129</sup>.

<sup>128</sup> Vgl. SCOTT SPECTOR, *Prague Territories. National Conflict and Cultural Innovation in Franz Kafka's Fin de Siècle* (Berkeley – Los Angeles – London 2000) 76 f.

<sup>129</sup> EBD. 6 f.

## 6. Soziale Segmentierungen

Es war die Stunde der so häufig mit den Wiener „Platten“, den Londoner „Hooligans“ oder den Pariser „Apachen“ verglichenen Triestiner „Mularia“. Anfang Februar 1902 waren 200 Heizer des „Österreichischen Lloyd“ in den Streik getreten. Ihre Forderungen, die Arbeitszeitregelungen betrafen, blieben ebenso moderat wie verhandelbar. Die anmaßende Art ihrer Zurückweisung durch das Management, die Abkommandierung von Marinesoldaten zum Streikbruch, später die Anwerbung größtenteils unqualifizierter griechischer Streikbrecher führten zwei Wochen später zu einem außergewöhnlichen Solidarisierungseffekt. Mitte Februar proklamierte die Arbeiterschaft Triests den Generalstreik<sup>130</sup>. Streiks waren zu dieser Zeit eine beinahe alltägliche Erscheinung des städtischen Lebens. Sie stellen der Konkurrenzlogik des industriellen Systems und des urbanen Lebenszusammenhangs eine unmittelbar erfahrbare, gleichsam selbstbestimmte politische Ökonomie der Arbeit gegenüber und tragen somit immer auch Elemente des Aufruhrs und der Revolte in sich. In der Weigerung weiterzuarbeiten, im Moment des Stillstands werden die Streikenden zu realen, konkreten Gleichen: Was sie *nicht* tun, wird Elias Canetti in *Masse und Macht* schreiben, teilt sich der gesamten Gesellschaft mit<sup>131</sup>. Die *Neue Freie Presse* entwirft in diesem Sinn ein „Städtebild zur Strikezeit“:

„Alle Arbeit, aller Geschäftsverkehr ist gelähmt. Alles steht still mit Ausnahme der Volksmenge, welche die Straßen durchfluthet. Zum erstenmale in Oesterreich hat man das Bild eines Generalstrikes in einer ganzen Stadt [...]. Viel habe dazu beigetragen, daß ein großer Theil der bürgerlichen Bevölkerung mit den Strikenden sympathisire [...]. Die Strikenden ziehen durch die Straßen, denn alle Tratorien und Weinschenken sind von der Polizei geschlossen, nur aus den halbgeöffneten Thüren blicken Wirte und Kellnerinnen hervor. Der Hafen ist wie ausgestorben, der Quai und die Moli sind ganz leer, kein Hafenarbeiter ist sichtbar, die Schiffe liegen ganz unthätig, kein Faß, keine Kiste wird aus- und eingeladen. Die merkwürdigste Erscheinung des Strikes ist unstreitig die Schließung aller Geschäfte und Kaufläden. Niemand hat sie angeordnet, weder die Polizei noch das Strike-Comité.“<sup>132</sup>

Solange die Streikenden als Einheit von Gleichen agieren, die spontan gewachsene Organisation der Arbeitsverweigerung unversehrt ist, solange bleibt dieser eingeschriebene Sinn erhalten, diszipliniert er aus sich heraus das gesamte Verhalten der Akteure. Erst wenn die innere Organisation von außen durch Streikbruch und Maßnahmen wie Einsatz von Militär durchbrochen wird, gehen „Würde“, „Disziplin“, „Achtung vor dem Gesetz“ verloren, brechen sich „Wildheit“ und „Zerstörungslust“ in Tumulten und Exzessen Bahn, reißen, wenn auch nur für jeweils kurze Zeit, die von der *Neuen Freien Presse* so bezeichneten „Maraudeure des Strikes“ die Initiative an sich. So auch in diesem Fall. Die „Mularia“ – meist halbwüchsige, unterstandslose, nur gelegentlich

<sup>130</sup> Zum Streik im Detail sowie zur Triestiner Arbeiterbewegung siehe MARINA CATTARUZZA, *Socialismo adriatico. La socialdemocrazia di lingua italiana nei territori costieri della Monarchia asburgica, 1888–1915* (= Società e Cultura 17, Manduria – Bari – Roma 1998).

<sup>131</sup> ELIAS CANETTI, *Masse und Macht* (Frankfurt am Main 1996 [1960]) 63.

<sup>132</sup> *Neue Freie Presse* vom 16. Februar 1902, 2 f.

in Beschäftigung stehende Jugendliche beiderlei Geschlechts – stellte das aktionistische, nicht selten auch provokative Moment in den blutig verlaufenden Auseinandersetzungen mit dem Militär dar, denen insgesamt 11 Demonstranten zum Opfer fielen; ein Polizeiwachebeamter wurde erschossen. Hatte ein Großteil der Bevölkerung zum Zeichen der Trauer spontan Fenster, Balkone, Geschäftsauslagen mit schwarzen Fahnen und Tüchern beflaggt, so suchte die „Mularia“ diese Manifestation dort, wo sie unterblieben war, zu erzwingen. Etwa am Korso zwischen der Piazza Santa Catarina und der Piazza San Giacomo, wo de facto alle Fensterscheiben eingeworfen wurden. Auf der Piazza Ponte Rosso, längs des Kanals bis hin zu San Antonio, richtete sich der Angriff gegen die Gassäulen, das ausströmende Gas wurde angezündet, die zerstörten Gaskandelaber in den Kanal geworfen. Die staatliche Autorität reagierte mit aller Härte. Am 16. Februar wurde der Ausnahmezustand verhängt, tags darauf das Standrecht. Die drei Kriegsschiffe „Wien“, „Budapest“ und „Monarch“ wurden zur Sicherung des Lloydarsenals und des Stabilimento tecnico in die Bucht von Muggia verlegt, die Garnison Triest auf 2.000 Mann aufgestockt<sup>133</sup>. Die industrielle Schlichtungskommission hingegen entschied zugunsten der streikenden Arbeiter. Die „Mularia“ verschwand so schnell und lautlos, wie sie aufgetaucht war.

Wie in Triest waren es auch in Budapest und Wien jugendliche „Excedenten“ beiderlei Geschlechts, meist in einem Alter zwischen 12 und 16 Jahren, die sich dann an die Spitze von Tumulten setzten, wenn diese – für welch kurze Zeitspanne auch immer – die symbolische Ordnung der Stadt in ihr Gegenteil zu verkehren schienen, in Momenten, da die komplexe Frage der Beherrschung urbanen Territoriums in direkter, gewaltsamer Konfrontation mit der Staatsgewalt ausgehandelt wurde. Lediglich in einem besonderen Fall, der die Stadt Budapest als Ganzes ergreifen sollte, scheinen Aktivisten aus dem respektablen Facharbeitermilieu die Führung übernommen zu haben<sup>134</sup>. Am 23. Mai 1912 hatte die sozialdemokratische Partei Ungarns zu Demonstrationen gegen die Wahl des höchst umstrittenen ehemaligen Ministerpräsidenten István Tisza zum Parlamentspräsidenten aufgerufen. Über 100.000 Demonstranten bewegten sich aus den Arbeitervorstädten auf das Parlament zu, wurden aber von einem massiven Militäraufgebot wieder zurück gedrängt. Die nunmehr einsetzenden kleineren Scharmützel gerieten bald außer Kontrolle. In dem allgemein als „Chicago“ apostrophierten Teil von Erzsébetváros wurde die gesamte Gasbeleuchtung zerstört, von Kandelaber zu Kandelaber wurden in den nunmehr unbeleuchteten Straßen Stacheldrahtzäune gespannt, Barrikaden aufgetürmt, an die 40 Straßenbahnwaggons und eine größere Anzahl von Privatautos in Brand gesetzt. Die Tumultanten hatten gegen Abend die völlige Kontrolle über das Terrain erlangt, das Zentrum des Aufruhrs verlagerte sich mehr und mehr nach Angyalföld, dem wohl typischsten Budapester Arbeiterdistrikt, und an die städtische Peripherie, nach Kőbánya, Újpest und Budafok. Die mit dem Militär geführten Kämpfe dieses „blutroten Donnerstags“ forderten vier Menschenleben und kamen mit

<sup>133</sup> Zu den Vorfällen siehe die Reportagen in *Neue Freie Presse* und *Arbeiter-Zeitung* vom 16. bis 18. Februar 1902.

<sup>134</sup> GYÁNI, *Identity and Urban Experience* 149 f.



einer für den nächsten Tag von den Sozialdemokraten einberufenen Volksversammlung ebenso überraschend wie abrupt zu Ende<sup>135</sup>.

Ganz ähnliche Szenen hatten sich am 17. September 1911 im Wiener Arbeiterbezirk Ottakring im Gefolge einer großen Teuerungsdemonstration abgespielt, doch hatte der Aufruhr hier noch viel weitergehende Dimensionen angenommen. Man habe, so die Polizeidirektion Wien, Demolierungen und selbst Brandlegungen nicht verhindern können, „weil ganze Gruppen von Exzedenten bald da, bald dort in dem ausgedehnten Bezirksterritorium auftauchten, überall Gewalttätigkeiten verübten und bei Ansichtigwerden von Wache und Militär rasch auseinander stoben“<sup>136</sup>. Der eigentliche Schauplatz dieser „Revolte der Straße“ sollte jenes als „Neu-Ottakring“ bezeichnete Rasterviertel sein, das seit den neunziger Jahren aus dem Boden gestampft worden war. Die angrenzende Schmelz, jenes weitläufige städtische Niemandsland, jene riesige, vielfach codierte „Gstätt“<sup>137</sup>, erwies sich als das Reservoir, „aus dem die exzessierende Menge ihren Zuzug erhielt“. Zur Seite traten der Straßenjugend, den „Kindern der steinbesäten Schmelz“, die Frauen und Mütter, zu denen, wie die *Arbeiter-Zeitung* beklagte, „die Aufklärung so schwer kommen kann“ und die den Jungen nunmehr die Steine und Wurfgeschosse zutrug<sup>137</sup>. Die Tagespresse sprach übereinstimmend von einer „Knabenrevolution“, einer „Bubenschlacht“. Der Sturm richtete sich in erster Linie gegen Real-, Bürger- und Volksschulen. Kataloge, Bücher, Hefte, alles „Papiere“ wurde zerstört, auf die Straße geworfen, zu Scheiterhaufen getürmt und angezündet, die anrückende Feuerwehr mit allen erdenklichen Mitteln am Eingreifen gehindert.

In dem unvermittelt ausgebrochenen, explosiven Aufstand, der ebenso rasch wieder in sich zusammenbrechen sollte, artikuliert sich offensichtlich mehr als nur der sinnliche Ausdruck einer politischen Ökonomie des Vorstadtelends. Der von Polizei und Presse diagnostizierte „groteske“ Charakter verweist vielmehr auf eine kulturelle Formation von Differenz und Widersetzlichkeit. Die Revoltierenden waren in ihrer überwiegenden Mehrzahl die Söhne und Töchter einer erst jüngst zugewanderten Migrantengeneration, deren Sehnsüchte nach einem besseren Leben im städtischen Kontext an den Realitäten von Arbeit, Konsum und Reproduktion zu zerbrechen drohten. Sie hatten ihre mündlich und informell geformten, meist ländlich-vormodern geprägten Herkunftskulturen hinter sich gelassen, um in der Metropole ihre Lebensperspektiven neu zu definieren und zu entfalten. Mit ihrem „Dorf im Kopf“ suchten sie einen konkreten Ort, gleichsam eine neue Heimat in einer von Technik, Wissenschaft und planerischer Vernunft zunehmend anders, linear und fragmentarisch zugleich konfigurierten städtischen Topographie. An den Rand und in die Peripherie gedrängt sollten sie sich jedoch keine neue Heimat schaffen, sondern sich vielmehr in subjektiver Verelendung und individueller wie kollektiver Verfremdung wiederfinden. In der scheinbaren Irrationalität ihrer Wut, in der anarchischen Wucht ihrer Gewalt äußert sich eine

<sup>135</sup> DERS., *Uses and Misuses of Public Space in Budapest: 1873–1914*; in: BENDER, SCHORSKE (Hgg.), *Budapest and New York* 101 ff.

<sup>136</sup> Dazu und im Folgenden MADERTHANER, MUSNER, *Anarchie der Vorstadt* 28 ff.

<sup>137</sup> *Arbeiter-Zeitung* vom 19. September 1911, 2.

eigensinnige Logik und Rationalität, ein – wenn auch aussichtsloser – Angriff auf die symbolische Ordnung der Moderne, der modernen Stadt<sup>138</sup>.

Die kurzlebigen, anarchischen, gewalttätigen Revolten der städtischen Elendsjugend verweisen nachdrücklich auf die Segmentierungen städtischen Terrains durch das Soziale. Es sind die spätestens gegen Ende des 19. Jahrhunderts in aller Schärfe manifest gewordenen sozialen Auswirkungen liberalkapitalistischer Modernisierung, die die Städte – Zentren des Fortschritts, der Ratio und Emanzipation, Konzentrationspunkte materiellen wie symbolischen Kapitals – zunehmend auch als Orte des Abgründigen und Bedrohlichen, des Chaos und der Anti-Zivilisation, der imaginierten wie realen Bedrohung, des moralischen Verfalls, der potenziellen Revolution erscheinen lassen. Und wenn Walter Benjamin in der modernen Stadt die Materialisierung des Unbewussten der Bourgeoisie, ihres Traums von Fortschritt, Innovation, Überfluss und Konsum gesehen hat, so indiziert dies zugleich auch Mehrdeutigkeit, Ambivalenz, Anziehung und Bedrohung in einem. So ist die Teilung des Urbanen in begehbbare und unbegehbbare Territorien ein zentrales Sujet der modernen europäischen Großstadtliteratur bis weit in das 20. Jahrhundert hinein geworden. Es blieb der neuen Spezies der Großstadtreporter und Journalisten (in Wien etwa Max Winter oder Emil Kläger) vorbehalten, diese Territorien des Anderen, des Abgründigen und Unberechenbaren zu protokollieren und so in die Perspektive der öffentlichen Wahrnehmung einzubringen. Für Prag hat dies der bereits zitierte Lokal- und Gerichtssaalreporter Egon Erwin Kisch in exemplarischer Weise unternommen. Es ist das Protokoll einer urbanen Gegenwelt, der „Stätten des Verbrechens und der Ansteckung“, vor deren Assanierung in der Judenstadt Josefov konzentriert, danach in allen Stadtteilen vorzufinden, wie etwa das „Omnibus“ am Kleinen Ring<sup>139</sup>.

Ein geradezu paradigmatischer Ort sozialen Elends, urbaner Abgründigkeit und moralisch-sittlicher Bedrohung ist wohl der Wiener Praterstern. Mit der Konzeption dieses Platzes war ursprünglich völlig Gegensätzliches intendiert gewesen. Aus der Errichtung eines großen Parks motiviert, sollte er als ein Verteilerzentrum für die Besuchermassen der von Joseph II. freigegebenen Vergnügungslandschaften des Praters (1766) und des Augartens (1775) fungieren. Die Einbeziehung zweier bereits vorhandener Straßenzüge, der Jägerzeile (nachmalig Praterstraße) und der Hauptallee, sowie die Anlage verschiedener neuer Schneisen und Alleen ließen, in Form eines Sternplatzes, ein ambivalentes Bindeglied zwischen Stadt und Natur entstehen. In der Gartenkunst des 17. Jahrhunderts entwickelt, bringt sich im Motiv des Sternplatzes der vollkommene Machtanspruch des Absolutismus zu künstlerischem Ausdruck und beispielhafter Verdichtung. Denn der ganze Entwurf ist streng funktionsbezogen, folgt neuen, in der Aufklärung wurzelnden Gestaltungs- und Formprinzipien, ist bestimmt vom Diktat der Ratio und der Logik, ist eine auf den Raum projizierte Schöpfung der Vernunft, bezieht seine ästhetische Wirkung zur Gänze aus seiner rationalen Fassbarkeit<sup>140</sup>.

<sup>138</sup> MADERTHANER, MUSNER, Anarchie der Vorstadt 34 ff.

<sup>139</sup> KISCH, Prager Gassen 221 f.

<sup>140</sup> Vgl. WOLFGANG MADERTHANER, Pathologie der Großstadt – Geschichten um den Praterstern; in: WALTER SCHUSTER (Hg.), Stadtarchiv und Stadtgeschichte. Forschungen und Innovationen. Festschrift für Fritz Mayrhofer (= Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 2003/04, Linz 2004) 829–838.

Unternehmungen wie der Neubau und die massive Kapazitätsausweitung des Nordbahnhofs (1858–1865) oder die Regulierung der Donau (1869–1875) kündeten von der Ankunft eines neuen Zeitalters und dem Triumph des Industrialismus. Sie schufen die Voraussetzungen für einen dynamischen Urbanisierungs- und Modernisierungsprozess, der allerdings mit den korrespondierenden, bekannt krassen sozialen Missständen untrennbar verbunden blieb. Im Strahlungsbereich des Pratersterns wurde so nach 1875 das Viertel um den Volkertplatz in einer öden, orthogonalen Rasterbauweise erschlossen, vornehmlich gedacht für die Massen pauperisierter, meist jüdischer Zuwanderer. Im nördlichen Einflussbereich war durch die Donauregulierung weites Land städtebaulich nutzbar geworden, ab 1898 erfolgte in planmäßiger Spekulationsverbauung die Errichtung der so genannten „Donaustadt“. Die hier neu entstandene vorstädtische Agglomeration gerät im Blick des Zentrums zunehmend zu einem ambivalent besetzten Kosmos sozialer und kultureller Unordnung wie Marginalität – und zwar unbeschadet davon, ob es sich nun um die „verobjektivierten“ Befunde der Stadtverwaltung und der zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Analyse handelt, oder um die von Empathie und sozialpädagogischer Intention getragenen Sozialreportagen eines Max Winter<sup>141</sup>, um die von Sympathie und erstauntem Interesse durchwobenen Beobachtungen des Schriftstellers Felix Salten, oder um die kalt diagnostizierenden, distanzierenden, hyper-naturalistischen literarischen Fiktionen eines Abraham Moshe Fuchs<sup>142</sup>. Protokolliert wird eine „totale Archäologie“ fremder, verstörender Lebenswelten, desolater Lebensumstände, sozialer Devianz und Differenz, letztlich eine Pathologie des Urbanen. Unaufhörlich, so Salten,

„wimmelt es von Menschen unter den Säulen des Viaduktes, als sei hier eine Schleuse der großen Stadt geöffnet und wolle alles, was an Faulheit und Fröhlichkeit, an singendem Stumpfsinn und bummelndem Elend drinnen in dem geschäftigen Leben zwischen den hohen Häusern keinen Platz findet, ausströmen in ein riesiges Reservoir. Dort am Rande der Straße, an die Planken gelehnt, auf Prellsteinen sitzend, lungern immer Menschen, den ganzen lieben Tag. Es ist keine frische Luft da, und kein Schatten. Vom Viadukt herab schlägt der Kohlendampf aus den Maschinen, und die Sonne brennt auf den flimmernden Granit der Straße, daß die Pflastersteine rauchen. Aber die Leute rühren sich nicht vom Fleck. Wie Käfer und Asseln aus den Ritzen der Mauern hervorkrabbeln und gleich sitzen bleiben, sobald sie nur in die Sonne kommen, hocken sie ruhig da, an Planke und Mauer gelehnt.“<sup>143</sup>

Der seit der Errichtung der „Verbindungsbahn“ ab 1859 von drei massiven Viadukten dominierte Praterstern war somit, im realen wie metaphorischen Sinn, ebenso Grenze wie Durchlass – ein Durchlass zu jener besonderen Vergnügungslandschaft des Wiener Volks- und Wurstelpraters, auf dessen Gelände als neueste Attraktion seit 1895 das frühe Disneyland „Venedig in Wien“ errichtet worden war. In bislang nicht

<sup>141</sup> Vgl. beispielsweise MAX WINTER, Leopoldstädter Nächte; in: *Arbeiter-Zeitung* vom 20. September 1903, 8 f., 23. September 1903, 6 f., 27. September 1903, 6 f., 2. Oktober 1903, 5 f.

<sup>142</sup> ABRAHAM MOSHE FUCHS, *Unter der Brücke* (Salzburg – Wien 1997 [1924]).

<sup>143</sup> SALTEN, *Wurstelprater* 5.

gekannter Form verdichteten sich hier überkommenes Volksspektakel mit neuen technologischen und organisatorischen Infrastrukturen. Wiens „Venedig“ war freilich nicht die erste europäische Vergnügungsstadt, wohl aber jene, die – nach Plänen des Architekten Oskar Marmorek – am stärksten nach der Idee des „Gesamtkunstwerkes“ geformt worden war. Sie bestand aus präzisen und naturgetreu nachempfundenen Repliken venezianischer Bauwerke und Wasserwege und war gleichermaßen bürgerliche Flaniermeile wie beliebtes Ausflugsziel der sozialen Unterschichten. Dort mischten sich die verschiedenen sozialen Klassen und Kulturen, der Bürger mit den Arbeitern, Soldaten mit der Demimonde, elegante Damen mit den Dienst- und Wäschermädeln aus der Vorstadt. „Venedig in Wien“ verfügte über elektrisches Licht, Phono- und Kinematographen und über das Wiener Riesenrad, eine 64 Meter hohe Stahlkonstruktion, die in Anlehnung an englische Vorbilder (Gigantic Wheel im Londoner Bezirk Earls Court) gebaut, 1897 eröffnet und zu *dem* Wiener Wahrzeichen schlechthin wurde<sup>144</sup>.

In vielen der großen Städte fand sich ein derartig multipel codiertes, tendenziell klassen- und schichtenübergreifendes Areal des Populären, des Vergnügens, der (Selbst-)Inszenierung. In Triest kam der Piazza Grande zumindest tendenziell diese Funktion zu:

„Die feinen Damen der Kaufmannswelt, die Marine- und Landoffiziere, die fleißigen Mädchen der Arbeitsklasse (Sartorelle) fluten ohne Unterschied des Standes auf und nieder, die letzteren ohne Kopfbedeckung, doch stets in sorgfältig gepflegter Haartracht und mit zierlichem Schuhwerk. Es sind viele schöne Menschen darunter, und die Mischung deutschen, italienischen und slowenischen Blutes hat manchem äußerlich zum Vorteil gereicht. Am Abend suchen die meisten den Molo San Carlo auf, die kühlende Seeluft zu genießen.“<sup>145</sup>

In Budapest war es das ursprünglich im Besitz von Fürstprimas József Batthyány befindliche, im Zuge der Anlage der Andrassy-Straße für Zwecke der Massenerholung umgestaltete „Stadtwäldchen“, wo die „Genüsse des High Life mit den Unterhaltungen des Low Life“ eine ganz spezifische Mixtur eingingen: „Das eine Mal dient der Volkspark als Schauplatz und das niedere Volk führt das Schauspiel auf, das andere Mal ist es der Turf, der Corso, die Arena, wo die Crème mitwirkt und der Plebs zusieht.“<sup>146</sup> Parallel zu dem in Anlage und Funktion dem Wiener Prater ähnlichen Volksgarten entstanden Eislaufpavillon, Tiergarten und Zirkus. Letzterer, eine imposante Eisenkonstruktion, und der ihm gegenüber liegende „Volkszirkus“ bildeten den Auftakt einer nicht enden wollenden Reihe von Attraktionen und populären Vergnügungen, darunter Marionettentheater, „Gespenstertheater mit Spukszenen und magischen Wundern“, die Buden des „Paprika Jancsi“ [Hanswurst], Schießstände, Freakshows, Wahrsagerinnen und Schlangenmädchen, so genannte „Augenblicksphotographen“ und nicht zuletzt auch die „großköpfigen Neger-Automaten“, die der Intensität der empfangenen Ohrfeigen entsprechende akustische Signale abzugeben vermochten. Überaus beliebt auch eine ganze Reihe von

<sup>144</sup> Vgl. NORBERT RUBEY, PETER SCHOENWALD, *Venedig in Wien. Theater- und Vergnügungsstadt der Jahrhundertwende* (Wien 1996).

<sup>145</sup> MEIN ÖSTERREICH, MEIN HEIMATLAND II 182 f.

<sup>146</sup> MAURUS JÓKAI, Einleitung [Budapest]; in: DIE ÖSTERREICHISCH-UNGARISCHE MONARCHIE IN WORT UND BILD 244.

Schaukeln und die zugehörigen, wort- und sexualgewaltigen „Hutschenschleuderer“, denen Ferenc Molnár in seinem *Liliom* ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Schließlich die zahlreichen Kneipen und Restaurants, wo „braune Zigeunerburschen“ aufspielten und „rothmützige serbische Guslespieler“ musizierten. Brücken führten zum eleganten Tivoli „mit regelrechter Zigeunermusik“ auf der Széchenyi-Insel und zum Heilbad auf der Palatininsel, mit dem von Ingenieur Wilhelm Zsigmondy im Auftrag der Hauptstadt angelegten tiefsten artesischen Brunnen des Kontinents<sup>147</sup>.

\* \* \*

Der Zerfall der Habsburgermonarchie im Ersten Weltkrieg und das Entstehen der Nationalstaaten in ihrer Nachfolge zeitigte enorme Konsequenzen für Bedeutung, Funktion und Entwicklungsperspektiven ausnahmslos aller ihrer großen Städte und metropolitanen Agglomerationen. Am wohl dramatischsten allerdings gestalteten sich diese für Wien. Je mehr sich im Verlauf der Jahre 1917 und 1918 die allgemeine Situation allgegenwärtigen Mangels, Hungers, Elends verschärfte, desto weniger vermochten die staatlichen Rationierungs- und Bewirtschaftungsmaßnahmen das Absinken des größten Teils der Bevölkerung in namenlose Not zu verhindern<sup>148</sup>. Deren ganze gesellschaftliche Sprengkraft entfaltete sich in den Oktober- und Novembertagen 1918, da die kaiserliche Armee sich auflöste, die Kriegsindustrie zusammenbrach, der über Jahrhunderte gewachsene staatliche Verband der Habsburgermonarchie zerfiel, tradierte, überkommene Ordnungs- und Autoritätskonzepte, soziale Hierarchien und kulturelle Codes sich in Nichts auflösten. Die Geburt des Neuen erfolgte in einer Atmosphäre des Hungers, der Kälte, der Krankheit, des Todes. „Wien stirbt“, hieß es allerorten. Die Stadt wurde in ihren wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Grundlagen nachhaltig erschüttert, ihre Ökonomie durch die Herauslösung aus dem integralen Wirtschaftszusammenhang eines Großreichs von strukturellen Schocks getroffen. Damit verbunden war die Degradierung der Reichshaupt- und Residenzstadt eines 50-Millionen-Imperiums zum „Wasserkopf“ eines verarmten und für nicht überlebensfähig gehaltenen Kleinstaates, abgeschnitten von seinen natürlichen Rohstoffressourcen ebenso wie von seinen traditionellen Absatzgebieten und Handelspartnern. Die Etablierung der Nachfolgestaaten hatte die Abwanderung von mehr als 300.000 Menschen aus der Hauptstadt zur Folge, das ehemalige habsburgische Finanz-, Organisations- und Verwaltungszentrum unterlag einem massiven Bedeutungsverlust, mit entsprechenden Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt und den Arbeitsstättensektor. Die Weltstellung der Wiener Haute Couture ging verloren, Luxus- wie Konsumgüterindustrien waren von der weitgehenden Verarmung der traditionellen städtischen Oberschichten schwer in Mitleidenschaft gezogen. Die Abtrennung der mährisch-schlesischen Reviere traf die Schwerindustrie, auch die ehemals so bedeutende Textil- und Bekleidungsindustrie konnte den Verlust ihrer in den Sudetenländern

<sup>147</sup> EBD, 246.

<sup>148</sup> Für eine empirisch dichte Studie über das alltägliche Leben im „Kriegs-Wien“ siehe MAUREEN HEALY, *Vienna and the Fall of the Habsburg Empire. Total War and Everyday Life in World War I* (New York – Cambridge 2004).

gelegenen Produktionsstätten in keiner Hinsicht kompensieren<sup>149</sup>. Noch einmal sollte die Stadt in einem faszinierenden, international breit rezipierten sozialen und massenkulturellen Experiment eine Redefinierung ihrer Identität unternehmen. Die Auswirkungen der ab 1929 mit voller Vehemenz einsetzenden Weltwirtschaftskrise aber bestimmten sehr rasch die Grenzen dieses Experiments.

---

<sup>149</sup> Vgl. WOLFGANG MADERTHANER, *Die unvollendete Metropole. Kultur und Gesellschaft in Wien 1860–1945*, geisteswiss. Habilitationsschrift (Wien 2005) 198 ff.